

Abend -



Zeitung.

Zweiunddreißigster Jahrgang.

11.

Donnerstag, am 16. März 1848.

Verantwortl. Redact: Robert Schmieder.

Den Dichtern der Gegenwart.

Ein Schweigen lastet ernst auf diesem Jahre,
Als ob um eines großen Todten Bahre
Die deutschen Dichter trauernd sich vereint,
Dem stummen Schmerz so ganz dahin gegeben,
Durch altes Leid getrennt vom jungen Leben. —
— Habt Ihr denn nimmer, nimmer aus geweint? —

Zwar schändet nicht der Wehmuth herbe Thräne, —
Doch wißt, mit stiller Bier, wie die Hyäne,
Zehrt sie an Eurer Kräfte bestem Mark.
Drum drückt des Herzens Wehe nur darnieder,
Singt Eure eh'nen, siegesstolzen Lieder,
Und seid im schwersten Unglück doppelt stark.

Ihr seid die Auserwählten, Ihr Poeten,
Der finstren Zukunft helle Lichtpropheten,
Ihr Herren vom neuen Evangelium!
Mit Muth verkündet Eure stolzen Lehren
Und predigt Eurem Dreieitsgott zu Ehren
Ein zeitgemäßes, wahres Christenthum,

Auf daß die Welt es endlich klar erkenne
Wen sie in Christus ihren Heiland nenne,
Wen gläubig sie im heil'gen Geist erschaut,

Auf daß sie wisse, wie schon hier auf Erden
Der Mensch durch sich allein kann selig werden,
Wenn er nur will und auf sich selbst vertraut.

Und die Begeisterung wird fortan Euch drängen,
In jubelfrischen, heiligen Gesängen
Zu singen, was der ew'ge Geist Euch rieth;
Denn — Poesie und fromme Himmelsreden,
Andächtig dichten oder gläubig beten —
Da find' ich wahrlich keinen Unterschied.

Ihr seid die luftgeborenen Engelchöre,
Der Cherubim gepries'ne Wolkenheere,
Als Priester uns zur Erde hergesandt!
Ihr seid der Gottheit rechte Edelknappen,
Doch fehlt's Euch noch an einem Kriegeswappen,
An einem sichtbar äufren Einheitsband.

Nun wohl, Du starke, deutsche Dichtergilde,
Den trog'gen Löwen führ' in Deinem Schilde,
Ein blutig Schwerdt und einen Lorbeerkranz.
Der Löwe seh' mit glüh'nden Feuerblicken
Aus dunklem Felde auf des Schwertes Rücken,
Der Lorbeer grüne mild auf Goldesglanz.

Das sei Dein Zeichen, das sei Deine Fahne,
Die ewig Dich zum Gotteskampfe mahne,
So lange Du nicht wahrhaft obgestiegt,

So lange nicht des Rheines glatter Spiegel
Sich frei an sonn'ge, rank'ge Nebenhügel,
An seine freie, deutsche Erde schmiegt.

Und wenn wir endlich dann das Ziel errungen,
Wenn Euer Streitesliedersang verklungen,
Rehrt Ihr zum Himmel nimmermehr zurück.
Denn dann genießen selig wir hienieden
Den längstverheißnen, ew'gen Gottesfrieden,
Des Paradieses früh entschund'nes Glück.

Dann singt nicht mehr von Haß und Waffenklange,
Stimmt Eure Harfen dann zu mild'rem Sange,
Im Herzen Glaube, Liebe und Vertraun.
Dann gilt's, des Friedens Segen zu genießen,
Dann sollt Ihr goldgelockte Mädchen küssen,
Dann wieder rufen: Heil den deutschen Frau'n!

Und dann soll Himmelskönigin auf Erden
Auch wiederum die heil'ge Liebe werden,
Der Liebe schützen wir ihr altes Recht!
Sie zeuge dann aus schwachen, ird'schen Säften
Mit ihren lebensfrischen Allmachtskräften
Ein neues, menschlich-göttliches Geschlecht.

Emil Cerevis.

Alfonse de Lamartine.

Kaum vermochten wir es, die großartigen Ereignisse, welche seit wenigen Jahren in den Staaten Europa's stattfanden und den menschlichen Geist theils beunruhigten, theils enthußiasmirten, — kaum vermochten wir es, all' diese Begebenheiten mit einem Male zu fassen, — als ein neuer Donnerschlag erfolgte und all' das übrige mehr oder minder bedeutende Getöse für den Augenblick unhörbar machte. Frankreich hat sich wiederum erhoben, hat die alten Lappen von sich geschüttelt und ist im Begriffe, sich ein neues, bequemeres Kleid, mit einem weniger engen Zuschnitt, anzulegen. Seit kaum einem halben Jahrhundert die dritte Revolution dieses Volkes! Und eine Revolution — augenscheinlich ohne alle vorhergegangenen Verschwörungen — rein eine nothwendige Folge, eine Explosion der sich aneinander reibenden Verhältnisse! Drei Tage reichten hin, eine sich noch mächtig wahnende Monarchie zu stürzen und eine vollständige Republik herzustellen! Wer — und sei es der eingefleischteste Royalist — vermöchte es, zu läugnen, daß dieses großartige Werk

mit einer bewundernswürdigen Schnelligkeit und Sicherheit entstanden ist? Wer vermöchte es, zu läugnen, daß, in Erwägung der Riesengröße dieses Werkes, das dabei stattgefundene Blutvergießen und die bei einer solchen Umwälzung nicht zu vermeidenden Greuelszenen außerordentlich gering sind, — und die Ordnung neben der Freiheit mit einer staunenswerthen Schnelligkeit wieder hergestellt ist.

Daß die gegenwärtige Regierung keine Schreckensherrschaft ausüben würde, dafür bürgten uns die Namen ihrer Mitglieder, und vor Allem einer. Wir sehen hier keinen Robespierre, Saint-Just, Hébert, die ihrer Zeit nothwendig waren, aber wir sehen einen Lamartine. Dies ist der Name, der jetzt mit Begeisterung von Millionen Lippen tönt. Die Revolution von 1789 hatte ihre Bürger-Engel, die von 1848 wird ihre Friedens-Engel haben. Und wer wäre zu diesem Verufe geeigneter, als Lamartine, dies schöne, weiche Dichtergemüth? Lamartine gehörte zu den Wenigen, die schon vor dem Ausbruch der Revolution die größte Unererschrockenheit und Consequenz zeigten; er, der bisher nur mit den zarten Fingern die Saiten tönen ließ, — schlug jetzt mit dem Schwerte darauf!

Aber man achtete wenig auf ihn: Er ist ein Dichter, ein exaltirter Geist! hieß es. Und nun, als der Vulkan wüthete und Lamartine der provisorischen Regierung beitrug, wie wenig vertraute man da auf diesen Mann. Der gutmüthige Lamartine? — sagte man lächelnd — der poetische Träumer, der Schwärmer? der soll helfen, eine Revolution vor Ausartung zu bewahren? — Man wäunte, Lamartine sei Nichts, weil er kein Mirabeau war; aber man täuschte sich. Der Haß ist stark, aber die Liebe ist noch stärker, sagt ein großer deutscher Dichter, und die Wahrheit dessen hat sich hier wiederum bewährt. Lamartine's Bemühungen hauptsächlich gelang es, die empörten Volksmassen nach vollbrachter glorreicher That wieder zu besänftigen; die reine, durch keinerlei persönliche Interessen getrübe, Freiheits-Begeisterung, welche ihn zu diesem Kampfe trieb, wußte er durch seine hohe poetische Beredsamkeit auch dem Volke mitzutheilen und dem Vandalismus Einhalt zu thun. Möge seine Nation ihm stets

dankbar bleiben und möge das Ausland ihn richtiger würdigen, als es bisher geschah. Lamartine ist — besonders in Deutschland — vielfach verkannt und falsch beurtheilt worden. Er wurde ein Phantast genannt, weil sein tief poetischer Geist alles Edle mit glühender Begeisterung erfaßte. Er wurde ein religiöser Schwärmer genannt, weil er in allem Schönen seinen Gott bewunderte. Lamartine wurde auf einem von dem Blute der Tyrannei frisch gedüngten Boden geboren, in den Jahren, die seinem Vaterlande die Freiheit bringen sollten, * und die Säfte dieses Bodens erzeugten in ihm den Demokraten; er war stets ein Feind jeder Tyrannei, er verabscheute diese selbst an Napoleon und entfaltete jenen wunderbaren Geist in herrlicher Poesie. Lamartine ist ein wahrer Dichter, seine Poesieen sind sein Selbst; ein jeder seiner dichterischen Gedanken ist ein Blutstropfen seines Herzens, so warm, so rein empfindet er, und so rein und wahr formt er seine Empfindungen in begeisterte und begeisternde Worte, die, weil sie selbst so tief empfunden, auch keine Seele ungerührt lassen. Deshalb ist er einer jener Geister, bei denen man mit dem Dichter auch den Menschen beurtheilen, — mit dem Dichter auch den Menschen lieben muß. Lamartine ist ein religiöses Gemüth, aber fern von aller unthätigen Frömmerei. Er macht sich nicht zum Diener, zum Knechte Gottes, er sucht ihn nur häufig auf, er steigt zu ihm empor, um sich an seinen Werken zu erbauen, um dort den Trost zu finden, den ihm die Menschen nicht gewährten, und in dieser Region übt er grade die große, ihm eigene Kraft aus, ein von Zweifeln gequältes Gemüth durch den Balsam seiner Poesieen in eine höhere Sphäre zu ziehen und zu beruhigen.

Rudolph Genée.

Die Beichensprache.**

An den lebendigen Wesen, welche auf unsrer Erde wohnen, unterscheiden wir drei Arten von

* Im Jahr 1791.

** Freunden einer nachhaltigen, den Geist anregenden

Sprache: eine Sprache des Begehungsvermögens, eine der Gefühle und eine der Gedanken. Nach der Weise, in welcher die Sprache sich äußert, könnte man sie auch unterscheiden: in eine Sprache der unmittelbaren körperlichen Berührung, dann in eine der Töne und in eine der Worte. Wenn die Insekten einander die Regungen ihres Begehungsvermögens mittheilen wollen, dann berühren sie sich gegenseitig mit und an ihren Fühlhörnern. Auf diese Weise regt die Bienenkönigin die anderen Bienen ihres Stockes zur allgemeinen Thätigkeit oder im Frühling zum Auswandern (Schwärmen) auf, und die Ameisen wie die Pillenkäfer fordern sich auf dieselbe Weise zum gegenseitigen Beistand und zur Mitwirkung heraus; ja selbst unsere Kühe geben sich den Wunsch, an irgend einer Stelle des Halses oder Rückens gekrätzt zu sein, dadurch kund, daß sie eine andre Kuh an derselben Stelle mit ihrem Horne gelinde reiben, welche dann sogleich sich umwendet und jener dasselbe thut, was sie ihr gethan.

Höher als die Sprache der leiblichen Berührung steht schon die Sprache der Töne, durch welche das Thier die Gefühle der Lust und der Schmerzen, des Jornes und der Furcht, so wie der Liebe ausdrückt. Es ist nicht zu verkennen, daß viele Thiere, namentlich die Hühner unsrer Höfe, in dieser Sprache mit einander conversiren, und sich in derselben ihre Empfindungen mittheilen. Aber noch etwas viel höheres, als die Regungen des sinnlichen Begehrens und der Gefühle, vermag der Mensch in seiner Sprache der Worte auszudrücken, durch deren Gabe er sich vorzugsweise vom Thiere unterscheidet: die Wortsprache ist die eigentliche Sprache der Gedanken. Derselbe Meister zu helfen, welcher in den Tagen seines Fleisches so manchem Stummen den Mund aufthat, daß er redete, hat auch dem Menschen, mit dem lebendigen Odem, den er ihm einhauchte, zugleich die Gabe zu sprechen ertheilt, und ihm das Wort, das den Gedanken umfaßt, auf seine Zunge gelegt; der Mensch ist ein vernünftig Denkender, und darum ein Sprechender,

Lectüre kann empfohlen werden: **Biographien und Erzählungen** von Dr. **Gotthilf Heinrich von Schubert**, Hofrath u. Prof. der Naturgeschichte an der Universität zu München. Erlangen, G. Heyder, 2 Bde.

und nur, weil er sprechen kann, ist er auch ein Denkender.

Aber die Gedankensprache ist nicht allein und ausschließlich an das hörbare Wort gebunden, sie kann sich auch, wie dies der Verkehr mit geistig fähigen Taubstummten beweist, durch sichtbare Zeichen (als Zeichensprache) kundgeben, ja in manchen Fällen sogar durch unmittelbare Berührung oder als Sprache des sinnlichen Gefühles. Denn mit dem taub- und blindgeborenen Schottländer James Mitchell konnten andre Menschen nur dadurch sich unterhalten, daß sie ihn anrührten und auf seinen Gefühlsinn einwirkten, und dennoch — dies sei hier beiläufig gesagt — empfand dieser Taubblinde das unabweisbare Bedürfnis nach einer Gedankensprache, und wußte dieses Bedürfnis zu befriedigen, indem er sich eine Zeichensprache ersand, in welcher er, wie Taubstumme zu thun pflegen, andren sehenden Menschen Mittheilungen machte, ja selbst kleine Geschichtchen erzählte. Denn obgleich er weder sah noch hörte, war er doch wie andre Menschen ein denkendes, mit Vernunft begabtes Wesen, und so nothwendig als der einathmenden Lunge der Hauch des Ausathmens, ist dem Denken des Menschen eine Sprache der Gedanken. Aber bei dem Allen bleibt es doch entschiedene Wahrheit, daß der eigentliche naturgemäße Ausdruck für den Gedanken das Wort, sei es nun das hörbar gesprochene, oder das in Schriftzeichen eingekleidete, ist, nicht aber die Sprache der Geberden, der Töne, oder der Berührung. Wie weit man in gewissen Fällen mit der Geberdensprache kommen oder nicht kommen könne, mag die nachstehende Geschichte beweisen.

An den Hof Jacobs I., Königs von England, kam einstmal ein Gesandter aus Spanien. Es war ein hochstudirter Mann, der in mehren alten wie neuen Sprachen sich gut und fertig auszudrücken wußte. Aber dieses genügte ihm nicht; seit vielen Jahren hatte er sich damit abgemüht, eine Zeichensprache auszudenken und zu erfinden, in der man sich wechselweise seine Gedanken, auch die tiefsten oder höchsten, kundgeben und mittheilen könnte.

Das wäre nun freilich eine schöne Sache. Man brauchte weder Französisch, noch Englisch,

noch sonst eine Sprache zu lernen; der deutsche Philosoph könnte, ohne ein Wort von der Landessprache zu verstehen, sein System den Spaniern wie den Portugiesen, ja selbst den Türken, lediglich durch ein Spiel der Finger oder der Geberden vortragen.

So fein und kunstreich aber auch der Gesandte seine Zeichensprache sich ausgedacht hatte, war es ihm dennoch bis dahin noch niemals gelungen, Jemand zu finden, der in dieser neuen Sprache ihn vollkommen verstanden, noch weniger aber einen Solchen, der ihm darin geantwortet hätte. Desto lebhafter mußte deshalb seine Freude sein, da er endlich einen Mann auffand, welcher auf bewundernswerthe Weise beides vermochte. Die Bekanntschaft mit diesem großen Geiste machte er auf ganz besondere Art. Als er nämlich eines Tages am Hofe des Königs Jacob war, brachte er die Rede auf seinen Lieblingsgegenstand, auf die von ihm erfundene Zeichensprache, und fragte zugleich Se. Majestät, ob wohl in Ihrem Lande, das so reich an großen Gelehrten, ein solcher zu finden sei, der sich mit jenem höchwichtigen Gegenstande, mit der Zeichensprache, beschäftigt habe? Der König, welcher selber ein Freund der Gelehrsamkeit und auf den wissenschaftlichen Ruf seines Landes sehr eifersüchtig war, antwortete, ohne sich viel zu bedenken, mit Ja! — „Und wo,“ so fragte der Gesandte weiter, „lebt dieser mir so schätzenswerthe Mann?“ — „In Aberdeen,“ antwortete der König, indem er hierbei an einen damaligen Gelehrten in der genannten Universitätsstadt dachte, der wegen seiner ausgebreiteten Sprachkenntnisse sehr berühmt war. — „Diesen Mann muß ich sehen und kennen lernen,“ rief der Gesandte freudig aus; „ich erbitte mir von Euer Majestät Urlaub zu der Reise und ein königliches Begleitungsschreiben.“

König Jacob konnte zu dem Wunsche des Gesandten nicht Nein sagen, wiewohl er einsah, daß er mit seinen Behauptungen etwas zu rasch gewesen sei. Der große Gelehrte in Aberdeen, den er gemeint hatte, mochte wohl vieler Sprachen Meister sein, aber verstand er sich deshalb auch auf die Zeichensprache? Indeß, das königliche Wort war einmal gesprochen; in Aberdeen lebten so viele gelehrte und kluge Männer, von

diesen durfte man wohl erwarten, daß sie das Zutrauen, welches der Monarch in ihre Gelehrsamkeit setzte und gegen einen Fremden im Voraus ausgesprochen hatte, rechtfertigen, und dem Rufe ihrer Universität Ehre machen würden. Noch ehe deshalb der Gesandte von London abgereist war, lief ein königliches Schreiben an den Rector und an den Senat der Universität Aberdeen ihm voraus, welches die Willensmeinung Sr. Majestät aussprach: daß man dem spanischen Gesandten, Don Alvarez de Vegas es zeigen möge, daß auch in den Landen Sr. Majestät, daß namentlich an der berühmten Universität Aberdeen ein Mann lebe, welcher von der allerdings höchst wichtigen, einflußreichen Sprache der Zeichen die pflichtmäßige Kunde habe.

Seine Magnificenz, der Rector der Universität, erhielt das königliche Schreiben; er ließ alle Herren Senatoren zusammenrufen und erklärte ihnen die Willensmeinung Sr. Majestät; sie horchten und fragten; von der griechischen und hebräischen Sprache wußten sie zwar gut Bescheid, von der Zeichensprache hatten sie aber noch niemals etwas vernommen. Man beschloß, ausweichend und abwehrend zu Werke zu gehen.

Der Gesandte kam an; er überreichte dem Rector sein königliches Begleitungsschreiben und fragte sogleich nach dem Professor der Zeichensprache. Seine Majestät hatten einen solchen in Aussicht gestellt, man konnte da nicht sagen, es ist keiner vorhanden; der Rector äußerte sein Bedauern, daß jener Gelehrte abwesend sei.

„Wo ist,“ so fragte der Gesandte, „der merkwürdige Mann? Ich werde ihm sogleich nachreisen.“ — „Leider,“ so antwortete ihm der Rector, „führt dieser Gelehrte für uns Alle ein sehr verborgenes Leben. Keiner von uns weiß, wo er sich jetzt aufhält, ob auf unsrer Insel oder auf dem Festland.“ — „Nun wohl,“ sagte der Gesandte, „jener mir so werthe Mann ist ein Unterthan Seiner Majestät des Königs Jacob. Dieser Monarch weiß in seinem Lande Ordnung zu halten. Ihr Professor der Zeichensprache wird nicht zu lang den Pflichten seines Amtes sich entziehen. Sollte er aber auch Monate, ja ein Jahr lang ausbleiben, ich werde ihn erwarten; denn an seiner Bekanntschaft ist mir Alles gelegen.“

Der Gesandte entfernte sich und der Rector war jetzt in keiner geringen Verlegenheit. Er ließ dies Mal nicht nur die alten Herren Senatoren, sondern auch die jungen Professoren der verschiedenen geistlichen und weltlichen Facultäten zusammenrufen, denn, so dachte er, vielleicht ist unter dem jungen Nachwuchs Einer, der von der Zeichensprache etwas gehört hat und versteht. Vor allen Versammelten sprach er sich nochmals über die Willensmeinung Sr. Majestät und zugleich über die Hartnäckigkeit des spanischen Gesandten aus, der nicht wanken noch weichen wollte, bis er den von Sr. Majestät ihm verheißenen Professor der Zeichensprache gesehen und gesprochen habe. Die alten Herren wurden zuerst gefragt; sie wußten weder Rath noch That. Als aber die Frage zu den jungen kam, da trat einer der Juristen, der Rothmäntel, auf und sagte: ihm erschiene allerdings der Wunsch Sr. Excellenz des spanischen Gesandten, Don Alvarez de Vegas, etwas komisch, wo nicht gar närrisch, und einem solchen komischen Appetit müsse man auch eine Speise von derselben Art entgegenstellen. Nun lebe bekanntlich in Aberdeen ein Mann von ganz besonders komischer und närrischer Art: das sei der einäugige Metzgermeister Jack Nilson; ein Mensch, der in allen Lagen, man möge ihn nach oben oder unten drehen, seine Fassung behalte, und noch Keinem eine Antwort schuldig geblieben sei. Diesen solle man Sr. Excellenz, dem spanischen Gesandten, in der Würde eines Professors der Zeichensprache vorstellen, und er zweifle nicht, daß der einäugige Aberdeener Bürger den zweiäugigen Spanier selbst in jener unbekanntem Wissenschaft zufriedenstellen werde.

Man fragte die versammelten Herren um ihre Meinung wegen dieses Vorschlages. Die Meisten hatten keine Meinung. Als aber etliche der angesehenen Alten, die sich auf Ernst wie auf Scherz verstanden, ihre Zustimmung gaben, da beschloß man, auf die Sache einzugehen. Jack Nilson, der einäugige Metzger, wurde gerufen; er ließ sich alsbald bereit finden, die Rolle eines Professors der Zeichensprache zu übernehmen. Sr. Excellenz, dem spanischen Gesandten, wurde berichtet, daß der von Ihnen erwartete Gelehrte nun vorhanden, und morgen um elf Uhr Vormittags be-

reit sei, Ihnen den Beweis seiner Leistungen im Gebiet der Zeichensprache zu geben.

Dem Jack Nilson zog man zur bestimmten Zeit den Ornat eines Professors an. Der scharlachrothe Mantel nahm sich auf seinen breiten Schultern vortrefflich aus; unter der großen Lockenperücke blickte sein einiges Auge schalkhaft und klug hervor. Er saß auf den mit Sammet beschlagenen Stuhle im großen Saale des Universitätsgebäudes und erwartete getrost seinen Gegenmann. Der Gesandte trat ein, Jack stand auf. Zener begrüßte ihn mit einer Verbeugung und mit kreuzweis über die Brust gelegten Armen; Jack that ganz dasselbe nach.

Das Gespräch der Zeichen begann. Der Spanier hub feierlich einen Finger ausgestreckt empor; Jack, minder feierlich, ja fast eifrig, streckte zwei Finger in die Höhe. Der Gesandte schien ihn überbieten zu wollen, er erhob drei Finger. Jack schaute ihn scharf an und streckte die geballte Faust gegen ihn aus. Der Spanier schien wie von Staunen ergriffen. Er nickte, Beifall winkend, mit dem Kopfe, brachte aber dann aus seiner Tasche eine Orange hervor, welche er mit der Linken emporhielt, und daran mit dem Zeigefinger der rechten Hand von oben nach unten, von der Rechten zur Linken herumzirkelte. Jack, nachdem seine Hand mit Mühe den Weg unter dem Scharlachmantel bis zur Westentasche gefunden hatte, zog aus dieser ein Stücklein Haferbrot — die Alltagskost des schottischen Volkes — heraus und hielt es mit triumphirender Miene hoch empor. Der Spanier schien den Triumph, welcher in dieser Miene lag, zu verstehen und ihn vollkommen zu billigen; er hatte hier seinen Meister und Sieger gefunden. In mehreren Gebarden suchte er seine Bewunderung und Ehrfurcht gegen den großen Kenner der Zeichensprache auszudrücken; Jack machte alle diese Bewegungen in noch stärkerer, auffallenderer Weise nach; der Gesandte trat ab.

Er kam hinab in das Senatszimmer der Universität, wo der Rector und ein Theil der Professoren in banger Erwartung des Ausganges des stummen Zwiegesprächs versammelt waren. — „Meine Herren,“ so redete er die Väter der Universität an, „ich kann nicht Worte finden, um

Ihnen meinen Dank und zugleich meine tiefste Bewunderung gegen den großen gelehrten Mann auszusprechen, dessen Bekanntschaft ich so eben gemacht habe. Dieser Professor der Zeichensprache ist nicht bloß eine Zierde Ihrer Universität, sondern Ihres Vaterlandes, ja des gesammten Gelehrtenstandes der gebildeten Welt. Ueber die tiefstinnigsten Gegenstände sprach ich mit ihm, und er, ohne sich einen Augenblick zu besinnen, antwortete mir treffend, und mit überaus kräftigem, sicheren Ausdruck der Zeichensprache.“

Der Rector faßte sich jetzt Muth; er fragte Se. Excellenz um den Inhalt ihres Gespräches.

„Ich begrüßte,“ so erzählte der Gesandte, „den Herrn Professor Nilson und gab mich ihm als Christ zu erkennen; er that dasselbe gegen mich. Darauf sprach ich zu ihm in der Zeichensprache: Es ist nur ein Gott. — Ja, antwortete er mir, aber dieser Gott hat sich uns geoffenbaret in seinem Sohne. — Es sind drei Personen in der Gottheit, sprach ich weiter. — Ja, so antwortete der bewundernswürdige Mann, aber diese Drei sind Einer. — Hierauf unterhielt ich mich mit ihm über die Schönheit und Fülle, so wie über die harmonische Ordnung unsrer sichtbaren Welt; er aber antwortete mir: was ist alle diese Schönheit und Pracht im Vergleich mit dem Brot des Lebens, welches aus der Höhe, von oben kommt. Selbst beim Abschied gab mir der treffliche Mann noch einen rührenden Beweis seiner Bescheidenheit. Ich sprach gegen ihn meinen Dank, meine Hochachtung aus; er that gegen mich das Gleiche in einer noch demüthigeren, hochachtungsvolleren Weise.“

Der Gesandte hatte sich empfohlen; da trat auch Jack Nilson, der indeß Perücke und Mantel wieder abgelegt hatte, in seiner gewöhnlichen Hauskleidung herein.

„Nun Jack,“ so redete ihn der Rector an, „der fremde Herr war sehr mit Dir zufrieden; warst Du es auch mit ihm?“

„Das könnte ich eben nicht sagen,“ erwiederte Jack mit etwas ärgerlichem Gesichte, „wenn mir der Grobian auf offener Strafe denselben Schimpf angethan hätte, er sollte meine Faust auf seiner Perücke gespürt haben; so aber genirte ich mich doch wegen des Scharlachmantels, den Ihr mir

umgehängt hatten.“ — „Ei,“ so fragte der Rector weiter, „was hat Dir denn der Herr zu Leide gethan?“ — „Ja denkt nur,“ so fuhr Jack in seiner Erzählung fort, „kaum hat er mich gesehen, da hält er einen Finger hin, um mir zu verstehen zu geben, daß ich nur Ein Auge habe. Ich hielt ihm zwei Finger hin, um ihm damit zu sagen, daß ich mit meinem Einen Auge eben so viel sehe, als er mit seinen zweien. Er aber konnte das Necken doch noch nicht lassen, er reckte mir drei Finger hin, um mir zu sagen, daß wir Beide nur drei Augen mit einander haben. Da riß mir die Geduld; ich machte ihm eine Faust, und das dürre Männlein hatte Respect. Darauf zeigte er mir, wahrscheinlich um sich mit seinem Spanien gegen unser Schottland groß zu machen, so einen gelben Apfel, wie sie bei ihm zu Lande wachsen, ich aber war nicht faul, ich hielt ein Stück von unsrem Schwarzbrot hin, um ihm damit zu sagen, daß mir diese Kost weit über seinen gelben Apfel gehe. Zuletzt hat er noch allerhand Faren gemacht, da konnte ich mich nicht enthalten, ich habe ihm nachgeäfft und ihm gezeigt, wie nährisch solche Geberden sich ausnehmen.“

So hatten der Don Alvarez de Vegas und der einäugige Metzger Jack Nilson Beide einerlei Sprache der Zeichen gesprochen und Jeder von Beiden hatte etwas Anderes darunter verstanden:

Das was Du als weiß erkannt,
Wird von Andern schwarz genannt.

Der Wahrwolf.

In einiger Entfernung von dem Städtchen Bellac, in einer einsamen und wilden Landschaft, stand vor ungefähr dreißig Jahren eine einzelne Meierei, deren zerfallenes und unsauberes Aeußere einen trüben Anblick bot. Die unregelmäßigen Gebäude, welche dazu gehörten, lagen im Grund eines steinichten Thales, von Hügeln umgeben, auf denen nur Farnkräuter gediehen. Ueberall drang der Fels durch eine trockne und magere Erdschicht, und es war ersichtlich, daß man diesen undankbaren, zu Ackerbau untauglichen Boden hatte benutzen wollen, indem man gerade dort und nicht

anderstwo die Gebäude aufgeführt hatte. Wenn jedoch die nächsten Umgebungen der Meierei gleich traurig und unfruchtbar waren, gab es doch jenseit des Thales, auf der andern Seite dieser Hügel, welche dasselbe einschlossen, große Abhänge, welche dem Pächter vortreffliche Producte lieferten und ihn sogar in den Stand setzten, jährlich bedeutende Ersparnisse zu machen.

Das niedrige Dach des Gebäudes, aus krummen Ziegeln, wurde von Mauern aus alten Steinen getragen, an welche weder Kalk noch Gyps gewendet worden war. Die Fenster waren nur enge Lufen, zum Theil mit Stroh verstopft, als ob man drinnen zu viel Luft und Licht vermeiden wollte. Karren und müßiges Ackergeräth versperrten jederzeit den Eingang, vor welchem Haidegras wucherte, und aus schmutzigen Viehställen rings umher, die aus Erde gefertigt und mit zerbrochenen Ziegeln gedeckt waren, drang ein unharmonisches Grunzen.

Dennoch war diese Meierei um die Mitte des Kaiserreichs der Ort der Freude und des Vergnügens für die Jugend von zwei oder drei Nachbargemeinen. Dort verbrachten die Bauern und Bäuerinnen der Umgegend ihre Winterabende, und Gott mag wissen, wie viel Heirathen in diesen frohen Vereinen geschlossen wurden. Johann Lavignette, der Pächter, war ein wohlgelauntes Blut, plauderte und lachte gern und verschmähte es nicht, ungeachtet seiner fünfzig Jahre und seines dicken Bauches, nach einem Tage voll Mühe nach dem Klange der Sackpfeife ein Tänzchen zu machen oder den jungen Mädchen Angenehmes zu sagen. Jedoch verdient es der Erwähnung, daß sich in die Gastsfreundschaft Johanns ein wenig Eigennutz mischte. Er hatte bemerkt, daß seine alten Nachbarn eher seine Schwaaren kauften, wenn sie des Abends an seinem Tische Cider und Kastanien genossen, als wenn er auf dem Markte mit ihnen zu verkehren hatte, wo sie mit kaufmännischer Verschlagenheit und Vorsicht gewaffnet waren. Außerdem hatte der Pächter drei große, lustige Söhne, von denen der älteste eine Erbin zu heirathen wünschte; es mußten also möglichst viel Erbinnen herangezogen werden. Nebenbei gesagt, richtete sich der Pächter auch durch seine Freigebigkeit, wie man später sehen wird, keineswegs

zu Grunde; dennoch kam man zwei Meilen weit (und was für Meilen!) hierher, um diesen frohen Vereinen beizuwohnen; und wenn Johann Lavignette dieselben nur für einen Winter eingestellt hätte, wäre dies fast ein allgemeines Unglück gewesen und die Hälfte der Bewohner der Landschaft würde vom Trübsinn befallen worden sein.

Eines Novemberabends 18.. bot die Meierei ein lebhaftes und sonderbares Schauspiel dar. Es war ein allgemeines Fest zu Ehren des jüngsten Sohnes, welcher den folgenden Tag als Conscriptirter mit fünf oder sechs jungen Leuten, welche ebenfalls das unerbittliche Loos der Aushebung getroffen hatte, abgehen sollte. Gewiß hatte Johann, der tüchtige Arme in seiner Wirthschaft brauchte, keine Ursache, sich über ein Ereigniß zu freuen, wodurch ihm ein junger und kräftiger Arbeiter, den er nicht bezahlte, entzogen wurde; aber, obgleich reich, konnte er für seinen Sohn keinen Stellvertreter kaufen, da die Preise dafür anfangen, ungeheuer hoch zu werden; endlich war er Patriot, er zeigte immer viel Begeisterung für den Kaiser, und so blieb ihm nur übrig, sich zu trösten. Johann Lavignette tröstete sich also, und, um die Sache so heiter wie möglich zu nehmen, lud er den ganzen Bezirk zu einer außerordentlichen Abendfestlichkeit ein, deren Gefeierte die Conscriptirten sein sollten.

Der Abend war wohl gewählt zu solchem Feste; der Himmel war schwarz und wolkig. Ein trockner, kalter Wind blies um den Bachthof, die Thiere suchten die Ställe und nur fernes Hundegebell unterbrach die Stille des Abends.

Im Innern der Wohnung jedoch athmete Alles Freude, vielleicht auch eine trügerische wie in der großen Welt, denn ohne Zweifel waren dort arme Mütter und junge Mädchen, welche geliebte Personen zum letzten Male sahen; aber der Anschein des Vergnügens war da, und dieser genügt oft dem Bauer wie dem großen Herrn.

Das Zimmer, wo sich die Eingeladenen aufhielten, war groß und diente als Küche, Schlafzimmer und Familienaal. Die Mauern waren roh und mit Rissen versehen. Ein schlechtes Pflaster bildete den Fußboden und die Decke bestand aus plumpen, durch Rauch geschwärzten Balken. Die Möbel waren von gleich grober Gestalt. Zwei

große Himmelbetten mit alten blauweidenen Vorhängen standen im Hintergrunde. In der Mitte bohrte ein schwerer Tisch seine vier Füße in das Pflaster und darüber hing ein Brett, welches von seinem Gebrauch das Brotbrett heißt. Nahe bei der Eingangsthüre waren in dem Fachwerke einer Art von Schrank, in welchem der Sage nach der Vater Lavignette manches Thalerstück verwahrte, ein Duzend grob bemalter Teller aus Fayence ausgebreitet. Ein alter Koffer, welcher ehemals Brottrog gewesen zu sein schien, enthielt die ganze Garderobe der Familie. Endlich war zum Schmuck eine alte verrostete Flinte, in den Händen eines Wilddiebs eine gefährliche Waffe, beim Kamine neben einer Jagdtasche angehängt, und darüber zeigte sich in den Rauchwolken ein kleines Crucifix von Gyps, geschmückt mit einem geweihten Zweige, der sicher am letzten Palmsonntag nicht erneuert worden war.

Die Trinker, alle in ziemlich vorgerücktem Alter, waren fast gleichmäßig mit blauen baumwollenen Zeugen bekleidet und trugen breitkrämpige Hüte. Um den Tisch sitzend, die Ellbogen auf die wurmfichigen Bretter stützend, tranken sie Cider oder Tresterwein, indem sie über den Verkauf von Vieh und Getreide auf dem letzten Markte schwatzten. Oft wurde diese friedliche Unterhaltung auch durch lebhaften Streit unterbrochen. In diesem Falle bezogen sich die Streitenden gewöhnlich, nachdem sie hartnäckig ihre Meinung behauptet und mit den großen Fäusten auf den Tisch geschlagen hatten, auf die Aussage Lavignette's, und in der That schlichtete der würdige Meier die Sache immer zur allgemeinen Zufriedenheit, wenn er, nachdem er einige entscheidende Aussprüche gethan, lebhaft mit den Entzweiten anstieß und mit Donnerstimme rief: „Auf Eure Gesundheit!“

Die alten Frauen, welche um den Herd auf Schemeln oder Holzblöcken saßen, mit ihrem rothen Kopfsputz, ihrem blauen kurzen Schooßmieder, ihrem blau oder roth gestreiften Kleide, ohne Unterbrechung den in die Schürze gesteckten Hanfnäuel abspinnend, hätten eine ehrbarere Versammlung als die Männer gebildet, wenn nicht ihr beständiges Geschwätz noch betäubender als das Geschrei Jener gewesen wäre; aber die Zungen

gingen schneller als die Spindeln, und Gott weiß, wie viel sauerfüße Worte unter diesen guten Damen ausgetauscht wurden, welche alle heirathsfähige Töchter und trunksüchtige Männer hatten, und ihr besonderes Recept zum Buttern und Backen rühmen zu dürfen glaubten. Wenn Eine von ihnen sich zu schwach fühlte, der gewaltigen Logik der Gwatterin zu widerstehen, rief sie mit lauter Stimme ihrem Manne am Nachbartische, und dann entspann sich zwischen Männern und Frauen eine Unterhaltung, der man, selbst wenn sie auch nicht in der platten Landessprache gehalten worden wäre, nur mit Mühe folgen konnte.

Eine Seitenthür führte in den Tanzsaal, wohin der junge und tobende Theil der Eingeladenen verbannt worden war, denn das eben beschriebene Zimmer war ausschließlich den Alten bestimmt, und man konnte nur auf Recht von Runzeln und grauem Haupt Eintritt erlangen.

Dieser Tanzsaal war ganz einfach die Scheune der Meierei, in der sich zwei ungeheure Heuschöber bis an die Decke erhoben. Darunter befanden sich Nischen im Fachwerke, durch welche Ochsen und Kühe ihre Köpfe steckten, ohne Zweifel erstaunt, daß man auf diese Weise ihren Schlummer störe. Mitten in der Scheune, auf der Dreschtemme fand der Ball statt. Sitze gab es weder für die Tänzer noch Tänzerinnen, denn Beide schienen unermüdlich. Im Hintergrunde stand auf einem Faß der Spielmann, eine große, komische, magre und kurzathmige Figur, welcher auf einem bunt ausgeschmückten Dudelsack wie toll blies, und zuweilen das Instrument aus dem Munde nahm, um sein eigenes Ohr an dem Nachhall der von ihm erweckten Mißklänge zu weiden. Da der Gastgeber, wie schon erwähnt, unnütze Ausgaben scheute, so warfen einige rußige Laternen ein nur mäßiges Licht auf die ihnen nächsten Theile der Scheune.

Doch mußte man die Tänzer und Tänzerinnen betrachten. Mädchen und Knaben waren fast wie die schwagenden Alten im Nebenzimmer gekleidet. Die Schürze an einem Zipfel erhoben, die Hände auf den Hüften, tanzten die jungen Mädchen den schon an sich schwerfälligen Tanz auf schwerfällige Weise, und ihre Büge waren so ernst, als ob sie eine traurige Pflicht zu erfüllen

hätten. Glücklicherweise zeigte es sich an dem Eifer, womit sie sich dem Tanze hingaben, daß ihr Ernst nur der Ausdruck eines einfachen und kalten Charakters sei, welcher der limasiner Bäuerin eigen ist. Die Bursche im Gegentheil spielten die Liebenswürdigen; den Hut auf dem Kopfe, ein Blümchen im Munde, um sich ein galantes Ansehen zu geben, führten sie wundervolle Sprünge aus und verabreichten ihren Partnerinnen Fußtritte, welche ihnen die schüchternen Tänzerinnen, mit gesenktem Blick und geschlossenen Lippen, in gleicher Sicherheit und Stärke wiedergaben. Von Zeit zu Zeit schlugen diese Herren, um den Tanz lebhafter zu machen, zum Takt in ihre großen Hände und gaben einen Sprung zum Besten, indem sie ohrzerreißende Töne ausstießen.

Jedoch ging Alles anständig zu, und einige Ohrseigen von weiblicher Hand abgerechnet, die ohne Unterbrechung des Tanzes ausgeübt wurden, schien man das Vertrauen der abwesenden Mütter und Ehemänner nicht im mindesten zu mißbrauchen.

Einer der Tänzer, welcher sich am häufigsten freundliche Zurechtweisungen zugezogen hatte, war einer der jungen Conscribirten, der am nächsten Tage mit dem Sohne vom Hause abreisen sollte. Vielleicht wollte sich der arme Teufel noch vor Beginn seines Soldatenlebens recht etwas zu Gute thun; jedenfalls war er der unermüdlichste Tänzer, der ausgezeichnetste Springer und der Matador im Schreien. Niemand kannte ihn, außer einem jungen Conscribirten aus der Nachbarschaft, welcher ihn bei Lavignette als einen Freund eingeführt hatte. Das hatte genügt, um ihn wohl zu empfangen, um so mehr, als der Teufelskerl, wie man ihn gleich nannte, ein guter Gesellschafter war, der heiter blieb, ohne zänkisch zu werden. Sein Gesicht, obgleich etwas zu sehr gebräunt, war regelmäßig, aber er versteckte es sorgfältig unter seinen großen Strohhut, welcher mit tausendfarbigem Bande geziert war.

Nach dreistündigem Tanze schien der Teufelskerl aber nach vielen empfangenen Fußtritten und Maulschellen der Ruhe bedürftig. Er lehnte sich gegen einen Pfeiler und blieb einfacher Zuschauer des Balls, nachdem er so lange der Håupter gewesen war. Fast in demselben Augenblicke schien

ein hübsches achtzehnjähriges Mädchen, von gefälligem Wuchse und in einer Kleidung, die fast einer Bürgerin zugestanden hätte, auch Ermüdung zu fühlen und setzte sich auf ein Heubünd, welches ein höflicher Tänzer für sie zurecht gemacht hatte. Sichtlich war die Tänzerin feiner, grazibler als ihre Gefährtinnen; ihre Kleidung varieties mehr Geschmack und selbst Brunktsucht; aber besonders zeichnete sie eine kleine Tüllhaube aus, die unter dem Kinn zugebunden war. Dieser Kopfsputz, der sehr gegen die Leinwand der andern jungen Mädchen abstach, erregte großen Neid in der weiblichen Versammlung, worauf die Kleine jedoch nichts gab.

Der Teufelskerl stand einige Augenblicke nachdenklich vor diesem hübschen Mädchen, als Peter Venoir, der junge Conscriptirte, welcher ihn eingeführt hatte, sich näherte und halblaut mit ehrfürchtiger Miene flüsterte:

Nun, mein junger Herr, wie findet Ihr die Gesellschaft?

Der Angeredete gab ihm einen Fußtritt und sagte zornig in der platten Mundart, in welcher alle Anwesenden sprachen:

Woran denkst Du, Peter? Erwinnere Dich, daß ich hier schlechtweg Baptist heiße.

Peter schien sich nicht um die empfangene Liebkosung zu kümmern und antwortete:

Es ist wahr, ich vergesse immer, daß Niemand wissen soll, daß —

Schweig! aber wer ist das junge Mädchen dort auf dem Heubündel?

Es ist die Nichte des Müllers Lili von Bernay; sie heißt Susette; das ist eine Dame, Lili wird ihr seine ganze Habe hinterlassen und sie ist eine gute Partie. Sie ist in der Stadt erzogen worden und erst ein Jahr auf dem Lande, ihr Vater, ein Kaufmann in Bellac, ist gestorben, und so ist sie zu ihren Verwandten nach der Mühle von Bernay gekommen.

Ich war überzeugt — sagte der Teufelskerl — daß sie nicht ihr ganzes Leben in dieser Wildniß zugebracht habe. Wohl! Peter, bestiehl dem Spielmann, einen Walzer zu spielen; ich müßte mich irren, wenn Mamsell Susette nicht walzen könnte.

Peter machte große Augen, denn der Walzer

war damals bei den Bauern verpönt, aber auf ein Zeichen des Teufelkerls, dessen Hand eben so geläufig wie sein Bein schien, lief er zum Spielmann, als die Erscheinung Lavignette's den Vergnügungen eine andre Richtung gab.

Nun, meine Damen! — rief er mit seiner starken Stimme und seinem üblichen Gelächter — laßt uns zu Abend essen!

Diese Einladung erregte allgemeinen Beifall und der Tanz wurde eingestellt. Herren und Damen stürzten sich in den Speisesaal. Bursche und Mädchen suchten sich durch Stärke der Arme und Ellbogen den Vortritt abzugewinnen. Der galante Teufelskerl suchte jedoch der hübschen Susette das Geleite anzubieten, aber diese war sehr gewandt in das Nebenzimmer geschlüpft und der junge Conscriptirte fand sie dort auf einem Schemmel neben ihrer Tante in dem Kreise der unnahbaren Matronen sitzend.

Die meisten der jungen Mädchen setzten sich zu ihren Müttern, die Bursche blieben stehen und holten mit ihren langen Armen ihren Antheil am Mahle über die Köpfe der ehrwürdigen Alten hinweg. Die Erfrischungen, gebratene Kastanien und Buchweizengröße, befanden sich in zwei großen Schüsseln auf jeder Seite des Tisches. Als besondere Vergünstigung wurde einigen jungen Damen, zu welchen auch Susette gehörte, etwas Milch gereicht. So hatte Johann Lavignette für kaum fünf Franken sich auf vierzehn Tage in der ganzen Gegend das Lob für außerordentliche Gastfreundschaft und Großmuth erworben.

(Fortsetzung folgt.)

Ein neuer Apostel.

Unter uns gesagt! ich glaube, unsere Zeit ist übergeschnappt. Welche tolle Widersprüche begeht sie! Welche Wurzelbäume schlägt sie und welchen methodelosen Unsinn treibt sie jeden Tag! Vor lauter Vereinen keine Einheit, vor lauter Musf keine Harmonie und aus Mangel an Religion die heftigsten Religionskämpfe! Man stellt die Leihbibliotheken unter öffentliche Aufsicht und läßt den

Professor Keller in nackten Akademien zeigen, wie schwach der Geist und wie willig das Fleisch ist. Man errichtet Sparbüchsen und begünstigt die Spielbanken. Auf einer Seite schindet man die Menschheit und auf die andere legt man ihr Pflaster auf. Man schlägt ihr die rechte Hand ab, damit sie die linke besser gebrauchen lerne; und damit sie sich die Fortschrittsfüße nicht wund laufe, setzt man sie auf Schaukelpferde, die sich bewegen, ohne fortzukommen. Wahrhaftig, wenn das so fortgeht, wird unser Zeitgeist bald den Geist aufgeben. Aber in solchen Zeiten voll Wirrwar und Tollheit erstehen gewöhnlich große Propheten, welche das mühselige Geschäft übernehmen, in der Wüste zu predigen; es erstehen begeisterte Apostel, welche die Welt durchpilgern, um sie zu beglücken. Unserer Zeit fehlt es nun an solchen Aposteln nicht. Wir haben Mäßigkeits-Apostel, Schnürmieder-Apostel, Freihandel-Apostel, Pferdefleisch-Apostel, Anti-Thierquäler-Apostel und seit neuester Zeit haben wir auch noch einen Urgesundheits-Apostel. Dieser Urgesundheits-Apostel ist der begeisterungsvollste unter allen und schon seit mehreren Jahren durchpilgert er unsere größern und kleinern Vaterländereien, um seinen Landsleuten das Urgesundheits-Evangelium zu predigen. Wie sehnte ich mich, ihn zu hören und von ihm Unterricht in der Gesundheit zu nehmen! Denn Gesundheit ist für den Geist, was der Einband für's Buch ist. Sobald jener zerstört ist, entblättert sich dieses und die schönsten, geistreichsten Seiten flattern in den Staub. Ich erwartete also den Apostel mit der Heftigkeit eines Börsenspekulanten, dem die Pariser Post zu lange ausbleibt.

Endlich las ich in den Zeitungen, daß er angekommen. Er ward auf den Straßen gesehen und von dem nur an's Gewöhnliche gewöhnten Publikum angestaunt. Der Urgesundheits-Apostel ging stolz, wie ein blonder Gott, durch die Straßen der Stadt. Er hatte blondes langes Haar, das ihm wie ein gelber Wolkenbruch den Rücken hinunterfluthete; er hatte auch einen langen blonden Bart; er trug einen kurzen blonden Makintosh, blonde nachlässige Beinkleider und eine blonde, mit Sternen besäete Mütze. Ich glaube, der große und kleine Bär waren darauf gestickt; doch kann ich dies nicht fest behaupten, da die Astronomie

zu meinen schwachen Seiten gehört. So viel kann ich nur sagen, daß einige Planeten schon stark abgenutzt waren.

Ich las bald in unsern Blättern von der Urhygiene, von dem goldenen Buch, von den zehn Geboten, von Jüngern und — daß am nächsten Tage die Sehnsüchtigen in die Mysterien der Gesundheit eingeweiht werden sollten. Und es ward Abend und es ward Morgen und es ward wieder Abend und ich versügte mich, in einen schnupfenschwangern Octobernebel gehüllt, in den Saal, wo die Offenbarung vor sich gehen sollte.

Vor dem Katheder stand eine Art Altar, auf welchem zwischen Myrthen, Stearinkerzen und Cypressen die zehn Gebote lagen. Das Gesundheits-Evangelium war also auch auf das Dezimalsystem gegründet. Endlich schlug die Stunde. Der Apostel stellte sich nicht auf die Tribüne, sondern begann seinen feierlichen Vortrag im Auf- und Abgehen. Er sprach pathetisch und periphetisch zugleich. Er sprach von sich im Allgemeinen, dann von sich im Besondern, ging dann zu sich über und kam endlich wieder auf sich zurück. Hierauf nannte er drei Worte inhaltschwer, welche zugleich das zehnte Gebot seiner zehn Gebote ausmachen; sie lauteten: Fasten, Waschen, Geist! Was die erste Lehre betrifft, so soll sie in Irland, Schlessien, im Kurfürstenthum Hessen und in andern Ländern viele unwillige Anhänger haben; die zweite beabsichtigt, daß nicht, wie so häufig geschieht, ungewaschene Jünger des Meisters Lehre entweihen; was aber der Apostel mit dem Geist sagen will, das hat bis auf den heutigen Tag noch kein Geist herauszubringen vermocht. Freilich hat seit undenklichen Zeiten so mancher Geist fasten müssen; ob das aber seiner Gesundheit sehr zuträglich war, das ist noch eine große Frage.

Der Apostel erzählte sodann, wie er sich abgehärtet hätte. Er habe sich so an's Fasten gewöhnt, daß er zehn Tage hintereinander nicht die geringste Nahrung zu sich zu nehmen brauche, ohne daß er dadurch seinen Magen auch nur zu den leisesten Vorwürfen veranlasse. Der Urgesundheits-Apostel braucht also eigentlich nur drei Mal des Monats, jede Dekade ein Mal, zu essen, was in der That von einem philosophisch-reflig-

nirten Magen und von Schonung der Servietten zeigt. (Wie glücklich wäre mancher Candidat der Theologie; der Freitische genießt, wenn er eine solche Geschicklichkeit im Hungern hätte!) Er erzählte dann auch etwas höchst Romantisches von sich, nämlich, daß er an einem denkwürdigen Decembertage des Jahres achtzehnhundertsechszundvierzig auf den Schweizer Gletschern in adamitisch-paradiesischer Unschuldstoilette herumspaziert. Als er so von seiner kühnen Unangezogenheit sprach, schlug meine Nachbarin anderthalb Augen nieder und schielte mit der vierten Hälfte auf mich, um zu sehen, ob ich ihre Geschämigkeit bemerkte; und eine andere, mir benachbarte Urgantheitszuhörerin machte die sichtbarsten Anstrengungen, schamroth zu werden. Ein schwacher Erfolg lohnte endlich ihre starke Bemühung.

Der Urgantheits-Apostel erzählte dann, daß er sich mehre Male dem Gefriertod, und etliche Male dem Hungertod freiwillig ausgesetzt habe, um an sich zu sehen, was der Mensch Alles ertragen kann. Das scheint mir viel zu gewagt; ich fürchte, die kühnen Neckereien mit dem Tode könnten einmal dem Urgantheits-Apostel sein kostbares Leben kosten.

Hierauf beschäftigte sich der Urgantheits-Apostel mit der kalten und warmen Küche des civilisirten Europa. Er donnerte gegen den Kaffee, oder gegen die Giftbrühe, wie er sich ausdrückte, sodann donnerte er gegen den Thee, oder die ekelhafte Giftbrühe, wie er sich ebenfalls ausdrückte; sodann sprach er von den Fleischbrühen, von den Patriarchen, von den Suppen im Allgemeinen, vom christlich germanischen Princip, von der Bestimmung des Menschengeschlechts, von Herrn Thadden Tiglaff und wieder von den Suppen, von der Medizin, vom Tod, von den Medizinern, von der sitzenden Lebensart und abermals von den Suppen. Er verwahrte sich dabei aufs Feierlichste gegen jede logische Ordnung in seinem Vortrage, was ganz natürlich ist, da sich Apostel nicht mit Logik zu befassen pflegen. Er verbannte in seinem Vortrage jede Würze, das heißt: er sprach gegen den Pfeffer; er eiferte gegen den Zimmt und erlaubte nur vaterländisches Gewürz, als: Knoblauch, Zwiebeln, Rettige und Radieschen. (Ob er sich über den

Senft ausgelassen, weiß ich mich nicht mehr zu erinnern.)

In Bezug auf die Suppen hat sich der Urgantheitslehrer mehre wichtige Momente entgehen lassen. Zwar hat ihm, dem unverföhnlichen Suppenfeind, die spartanische Suppe viel Beschwerde verursacht, da die Spartaner ja doch ein urgesunds Volk waren; allein er zog sich aus dieser lakonischen Suppe mit der lakonischen Bemerkung, daß der berühmte Philolog Herrmann noch nicht recht wisse, was eigentlich in jener historischen Suppe gesteckt hat. Aber er hätte doch wissen sollen, daß die Römer nicht bloß Suppe aßen, sondern daß diese bei ihnen eine gemeinsame Benennung mit dem Recht hatte, so daß jus romanum eben so gut römisches Recht wie römische Suppe heißen kann. Welches weite Feld zu den scharfsichtigsten Betrachtungen über Gerechtigkeit und Bouillon, über Kraftbrühe und Kriminalprozesse!

Wenn sich der Urgantheits-Apostel entschieden gegen Kaffee, Thee und Suppen aussprach, so erlaubte er hingegen jedem durstigen Gemüthe kaltes Wasser und Champagner. Letzteres ist, was der größte Theil der Menschen bloß der Sage nach weiß, ein sehr angenehmes Getränk; nur daß die Urgantheits mancher Geldbörse gerechte Einreden dagegen zu machen hat. Hierauf sprach er auch, mit Respect zu sagen, gegen das stinkgiftige Schmauchkraut, zu deutsch: Rauchtabak. Er erklärte es für ein fürchterliches Gift und ersuchte sein Auditorium, es zu verabscheuen, was einem meiner nächsten Nachbarn, der ein sehr einträgliches stinkgiftiges Schmauchkrautgeschäft hat, schier eine Ohnmacht zugezogen hätte.

Der Apostel sprach aber, im Vorbeigehen gesagt, nicht alles auswendig, sondern er las es aus einem in Franzband gebundenen Manuscript, welches der Apostel das goldene Buch nennt, oder das Urgantheits-Evangelium. „Dieses Buch,“ sprach er, „ist mehr werth als zehntausend Millionen Goldstücke.“ Zehntausend Millionen Goldstücke! Welcher Erdensohn vermag in seiner unglückseligen Beschränktheit auch nur den zehnten Theil zu fassen? — O Frankfurt! Frankfurt! Der Apostel hat in deinen freien Mauern gewelt und du hast dir dennoch einen

Schlag entgehen lassen, den selbst dein hochgeschätztester Bürger noch immer vergebens zu besitzen strebt und der bis dato sich leider noch immer mit dem tausendsten Theil begnügen muß. — — — Nach zwei unaufhörlichen Stunden entließ der Urgesundheits-Apostel sein Auditorium und — hier fängt eigentlich dieser Aufsatz erst an.

Es mag sein, daß der Urgesundheits-Apostel Recht hat; es mag wahr sein, daß der Mensch seinem Instinkt folgen soll, daß er sich weder Haupt- noch Bart haar schneiden und jeden Barbier und Friseur als Naturschänder betrachten soll. Es mag wahr sein, daß mit dem Verlust der Unschuld und der Unsterblichkeit der Luxus, die Mode und die Körperschwäche eingerissen. Es mag wahr sein, daß, als unsere Ahnen im Paradiese und in Unschuld lebten, sie weder Windforseife noch Cosmétique brauchten, daß Adam nicht rauchte und Eva keinen Kaffee trank und nur dann, als das erste Menschenpaar mit flammendem Schwerte aus dem Eden gejagt wurden, — der Tod, die Schneider, die engen Stiefeln und die wattirten Naturerzeugungsmittel eingerissen. Dieß mag, wie gesagt, sehr wahr sein. Aber der Apostel bedenkt leider nicht, welchen Birkwarr, ja, welches Unheil seine Offenbarungen hervorbringen.

Die Urgesundheitsmanie verbreitete sich hier in kurzer Zeit so sehr, daß sie sogar einen meiner Freunde ergriff, dessen Angst vor jedem Lüftchen sonst so groß war, daß sie sich selbst auf sein Hündchen erstreckte. Dieser mein Freund nun, der sonst unter der weißen Wäsche mit schwarzem Filz gleichsam wie mit einem wollenen Harnisch, gegen feindselige Erkältungen, überzogen war und der aus Furcht, sein misantropisches Hündchen könnte sich einen Katarrh holen, diesem (nicht dem Katarrh, sondern dem Hündchen) noch voriges Jahr jeden Morgen ein Wärmeschen von Gesundheitsflanell angezogen und seine Vierbeinigkeit in wollene Socken gehüllt, damit das Thierchen nicht so steif werde wie dieser Satz: Dieser Freund ward Urgesundheitsjünger und er zog sich seine Galloschen aus und die mit dreifachen Sohlen besetzten Stiefeln und die unerschütterlichen Strümpfe; und er warf von sich die

gemüthskranken Jacken, die hypochondrischen Unterbeinkleider und die melancholischen Schlafmützen; und der Inhalt ganzer Kleiderschränke löste sich von seiner sterblichen Hülle, und er schrie: „Ich bin ein Urgesundheitsmensch!“ bis die Urhygiaine ihn mit einem Schnupfen heimsuchte und er zur alten Lebensart zurückkehrte und noch viel flanelleener wurde, als er bisher war.

Aber auch in unzähligen Haushaltungen hat der Priester der Urhygiaine die merkwürdigsten Revolutionen verursacht. Mengsliche, um die Gesundheit ihrer Männer besorgte Hausfrauen, die den Urgesundheitsunterricht genossen, stahlen den Männern die Havana-Cigarren und den Meer-schaumpfeisenkopf (den einzigen Kopf, den sie den Männern nicht warm machten) und setzten ihnen statt siedendem Kaffee kaltes Wasser zum Frühstück vor. Andere stürzten die legitime Küchenmonarchie, vernichteten das historische Recht der Suppen, die so lange den Vorrang bei Tafel behaupteten, und erklärten das Theegeschirr für Vandalenverräther. Sie verschworen sich gegen die *thé dansants*, zu deutsch: tanzende Gistbrühe und machten ein Gesetz, daß die so lang anerkannte Dynastie der Bouillons auf immer und ewig aus der Küche verbannt sei.

Wenn dies Verfahren den Männern viel Verdruß und Herzenskränkung bereitete, so waren wieder Männer, die mit den Schnürmiedern der Frauen und Töchter ihre eigenen Gesundheitsflanelljacken verbrannten, sich an deutschen Novembertagen in wallende Makintoshs von leichtsinnigem Drap de Zéphyr hüllten, im Schneegeföber erquickende Rheinbäder genossen und sich einen langwierigen Urgesundheits Husten an den Hals zogen, was ein großes Glück für die Aerzte war, die schon ein fürchterliches Umsichgreifen dieser Urgesundheitskrankheit fürchteten und noch ein größeres für die Apotheker, die während der Anwesenheit des Urgesundheits-Apostels ihre Büchsen und Schachteln in Trauerflor hüllten. Ja, man erzählt sich sogar, der hiesige Todtengräber habe den Apostel auf Tod und Leben gefordert, weil seine Lehren seinen Erwerb benachtheiligen.

Marhalla.

Carnevals - Potpourri.

(Am 29. Februar bei einem Narrenban-
fett vorgetragen.)

Das ganze menschliche Leben ist ein Musikstück, aber weder aus einer Tonart, noch aus einem Gusse. Die Motive und Thematata werden nur selten zu Ende geführt, sie gehen, ja sie springen mit den schärfsten Dissonanzen in einander über, eine harmonische Lösung ist nur selten.

Das menschliche Leben ist das tollste Potpourri, aus den verschiedensten Melodien zusammengewürfelt, welche die Leidenschaften, die Empfindungen und Zufälligkeiten componirt haben.

Jeder Mensch ist eine Solostimme, aber nicht jeder hat eine Solostimme. Diese Solostimmen treten zum Orchester oder zum Chor zusammen. Alle sehen auf den Stab des Dirigenten, der in den verschiedenen Orchestern verschiedener Art ist:

In Republiken wird mit der bloßen Hand dirigirt; ihr Wink bittet gleichsam nur, daß man zusammenhalte und daß jedes einzelne vollgiltige Instrument sich brüderlich an die Harmonie des Ganzen anreihe.

In Monarchien wird mit dem Zepter dirigirt. Dies ist entweder ein legitimes, aus der Schatzkammer des Ubrahmenthums, schwer, altmodisch, so daß es ein sehr langsames Hin- und Herbewegen, ein Tempo *tempo moderato* angeben muß, und nur die Streichinstrumente in Thätigkeit erhält, weil die Blasinstrumente zu aufregend sind, und ein bleiernes, oder massiv goldenes Zepter nicht so leicht die Erlaubniß giebt, ihm was zu blasen.

Oder das Zepter ist constitutionell. Dann hat es ein jugendliches Volk in froher Hoffnung aus frischem Lindenholze geschnitten. Solch ein Dirigirstab fliegt leicht und frei hin und her und das Orchester spielt fröhlich nach seiner Angabe, als ob es gar nicht darauf hinsehen dürfte.

Der genialste Dirigent der Gegenwart, Pius IX., dirigirt mit dem Delzweige des Friedens.

Demagogische Solostimmen dirigirt mancher Staat mit dem Weizenzeiger, der über die Grenze weist.

Manche Orchester werden mit einer Papierrolle, welche die Form eines Dirigirstabes hat, geleitet. Ist diese Rolle eine Karte, dann kann man schon darnach aufspielen; oft weiß man aber gar nicht, was sie bedeuten soll; sie enthält nur geheime Noten, denen kein Musikschlüssel vorgeschrieben, sondern ein Schloß vorgehängt ist. Mit solch geheimer Noten-Rolle sollen mitunter zwei Orchester dirigirt werden, die nicht zusammen passen, und man liest diese Unmöglichkeit in allen Quinten und Finten heraus, wenn der Dirigent

aus der Rolle, und die Rolle auseinander fällt, und als offener Brief erscheint. —

In neuerer Zeit haben einige Dirigenten ihre Orchester nur auf Kirchenmusik beschränken und namentlich das Credo an Alles anschließen wollen. Diese bedienen sich als Dirigirstab abwechselnd des Weihwedels, der Knute, oder des Fopfes. —

Ein solches Bet-Orchester — ich bitte das Wort: Bet nicht etwa französisch, sondern deutsch zu verstehen — ein solches Bet-Orchester erfüllt im vollsten Sinne das: Bete und Arbeite. Es arbeitet, bis ihm der Schweiß in's Angesicht kommt, um dann nicht etwa den Fluch zu erfüllen, und im Schweiß seines Angesichts sein Brot zu essen, im Gegentheil, um dann zu fasten und zu beten.

Die gottlosen Franzosen, die sich in diesen Tagen, wie schon öfter, des althergebrachten Rechtes, Unterthanen zu sein, völlig unwürdig gemacht haben, und deshalb verdienten, daß sich nie wieder ein Herrscher herabließe, ihnen zu gebieten, so daß sie die ganze Last der Regierung selbst tragen müßten — die gottlosen Franzosen haben sich mit dem Bete und Arbeite entzweit. Sie haben das Bete im Rhein ertränken wollen, es ist aber zu weit und bis in's trockene Deutschland geflogen, auf welches es wie ein Stein drückt, der vom Himmel gefallen. Dagegen haben sich die Franzosen das Arbeite behalten. Dies geht so weit, daß unter den Ministern der jüngsten französischen Republik auch ein Arbeiter, Namens Albert, prangt.

Wie viele Kabinette haben verwundert die Köpfe und Zöpfe wackeln lassen, das ist noch gar nicht da gewesen, daß ein Minister ein Arbeiter war.

Vielleicht hat es das Volk der Franzosen nur aus der alten Eifersucht gegen England gethan, das auch keinen König, aber einen Arbeiter Albert hat.

Wie sehr sind aber Beide von einander verschieden!

Der englische Albert wird von Victoria gerufen und fühlt dann die ganze Gewalt des Pantoffel-Regiments.

Der französische Albert ruft: Victoria! — und fühlt dann die volle Lust männlicher Freiheit.

Die Franzosen sind nicht so undankbar, als sie verschießen.

Da so viele deutsche Uebersetzer französischen Dramatikern Liebe und Treue erweisen, haben sich die Franzosen jetzt eines deutschen Dramatikers angenommen, dessen Stück die Königstadt liegen läßt, aus Furcht, es könnte fallen. In Frankreich ist gegeben worden das große politische Drama: Der falsche Erbe, frei nach Schubar. — Das Stück hat Furore gemacht, aber die Hauptperson ist gefallen.

Dieser Autor wird von einem besondern Stücke begünstigt. Seine Werke erlangen politische Bedeutung.

So hat die Schweiz dazu das Stück erhoben: Keine Jesuiten mehr!

Warum hat sich Louis Philipp grade nach Belgien gewandt?

Da er am Rande eingesehen, daß er die Spitzgen seines Volkes nicht mehr ertragen könne und es mit seiner Regierung zu Ende, ist er um die Ecke zu den Brüsseler Kannten gegangen.

Vielleicht auch, weil Belgien Alles nachdruckt, was aus Paris herauskommt, glaubt er in Brüssel eine Regierung mit Nachdruck zu finden, die er in seinem Lande vergebens suchte.

Nehmen Sie Sich ein Exempel dran, verehrter Herr Narrenkönig, wer regieren will, muß sich als Löwen zeigen, aber dem Volke kein Stein des Anstoßes sein.

Seit undenklicher Zeit suchten viele Narren schon den Stein der Weisen und gingen dabei zu Grunde. Warum fangen die Weisen nicht an, den Stein der Narren zu suchen?

Wissen Sie, was der Stein der Narren ist, meine Narren? — Es ist der Weinstein.

Der Weinstein ist nämlich nichts anderes, als die Wahrheit, welche bekanntlich im Weine ist. Die Weintrinker nehmen sich in Acht, die Wahrheit mit hinunterzuschlucken. Denn wer schluckt gern eine Wahrheit hinunter. Da geht denn die Wahrheit zu Grunde, bleibt liegen, krySTALLISIRT und bildet den Weinstein.

Der Weinstein, die krySTALLISIRTE Wahrheit, ist ein fühlendes Mittel, während die flüssige Wahrheit, die

man nicht als Stein auf dem Herzen behält, uns heiß macht.

Es giebt drei große menschliche Narrheiten, ohne die es sich für den Weisesten nicht lohnte zu leben.

Die erste Narrheit ist die Liebe. Sie ist so süß, und wer wollte sie missen, obgleich sie oft nur Täuschung. Am verklärtesten erscheint die Liebe als Mutterliebe. Darum ist sie so mild, weil sie mit Milch getränkt wird.

Die zweite Narrheit ist die Wahrheit. Sie wird mit Wein getränkt. Die Rebe wird am Stocke gezogen, und gegen ihren kräftigsten Kern, gegen die Wahrheit, wird nur zu oft der Stock gezogen. Beim Keltern der Reben herrscht volle Pressfreiheit. Das ist eine Unverantwortlichkeit der Censurbehörden, daß man den Strom, in welchem die Wahrheit schwimmt, so frei fließen läßt. In Ungarn werden die Trauben mit Füßen getreten. In andern Weinländern läßt man erst den Wein ablaufen und tritt dann die Wahrheit solo mit Füßen.

Die dritte Narrheit ist die Freiheit. Sie schwimmt im Blute. Aber sie soll nicht bloß im Blute schwimmen, das die Revolution als allgemeiner Aderlaß abzupft.

Die Freiheit muß im Blute eines jeden Menschen schwimmen, in jedem Blutstropfen; — sich als fein Gehirnsaft sublimiren und dann allen seinen Gedanken Nahrung und Leben verleihen. Das ist die echte Gedankenfreiheit!

Amen! —

Literatur und Kunst.

Die Männer des Volks, dargestellt von Freunden des Volks. Herausgegeben von Dr. **Eduard Duller**. Frankfurt a. M., Johann Valentin Meißinger. Vier Bände in zwölf Lieferungen.

Ein Volk muß sich an seiner eigenen Größe erheben. Nicht fabelhafte Geschichten, mit schwülstiger Moral, bilden die wahren Volksbücher. Die Geschichte eines Volkes ist sein Buch der Bücher, ist seine Bibel. Die Geschichte eines Volkes besteht aber nicht in den Kriegen, die es geführt, in den Gebietern, denen es gehorcht — das ist die Geschichte seiner Herrscher, oft die Geschichte der Unehre eines Volkes. Das Volk lebt in seinen hervortretenden, aus seiner Mitte aufleuchtenden Geistern, in dem Kern seiner Gesinnung, in seiner friedlichen Thätigkeit, in seiner Allgemeinbildung. Vorliegendes Unternehmen ist daher das bevor-

zugteste, am meisten bevorrechtete Werk für das Volk, da es ihm die Werke vor Augen führt, die für sein Wohl geschehen. Darum hätten aber auch einige in dem Buche genannte Namen wegbleiben müssen, ein Paar sind es nur, in der Kriegsgeschichte, in der privilegierten Menschenschlächtereie im Großen, allerdings gefeierte Namen, die aber nicht für das Wohl der Masse, sondern nur für ihre Gebieter, von denen sie mit Orden und Würden belohnt wurden, ihre Kunst im Morden producirten. Zumal Einer ist darunter, der eben nichts als Kriegsheld war, der sonst aber durch Rohheit, durch Mangel alles Sinnes für das Hohe und Schöne und durch das gemeinste, wüßteste Leben, alles sittlichen Haltendes entbehrte. Ein solcher Mann, und errichtete die verblendete, vor der rohen Gewalt und der Uebermacht sich demüthigende Schwä-

Ge ihm auch an jedem Meilenstein ein Denkmal, gehört nicht in ein Buch für das Volk. Nicht wo es knieend anstaunt, sondern wo es aus seiner Niedrigkeit sich erhebt, an einer fremden Kraft sich aufringt, da geschieht dem Volke eine Wohlthat. Die feige hündische Natur im Haufen tanzt aber nicht allein anbetend um das goldene Kalb, das ihre Habsucht blendet, sondern auch um den wilden Stier, dessen Hörner sie fürchtet. Die goldenen Kälber und die Stiere sind jedoch nicht die wahren Männer des Volkes. — Abgesehen von diesem Einwande, muß ich das Unternehmen mit voller Wärme empfehlen. Als Mitarbeiter sind die talentvollsten Schriftsteller der Gegenwart genannt, von denen man gleichzeitig weiß, daß ihr Auge dem Lichte zugewandt, daß ihre Herzen ungeschwächt schlagen für Wahrheit Freiheit, Menschenliebe. Schon der Name Duller's, als Leiters des Ganzen, bürgt für den gesunden Kern der Gesinnungstüchtigkeit.

Titan und Gros. Dichtungen von **Adolf Doerr.** Darmstadt, C. W. Leske.

Ein hübsches poetisches Talent. Die meiste Befähigung zeigt der Dichter, wo er sich rein in seinem überströmenden Gefühle giebt, wie in:

Alles ist eitel.

Auf dieser Welt ist Alles Trug
Und Alles Eitelkeit,
Es ist die Freude nur ein Zug,
Und falsch ist selbst das Leid.

Die Freude, die Dir ewig scheint,
Entflieht, ach! wie so schnell,
Das Auge, welches lang geweint,
Wird endlich wieder hell.

Die Freude welkt noch vor dem Kranz,
Der grün Dein Haupt umgab.
Die Thrän' ist flücht'ger als der Glanz
Des Thaues auf dem Grab.

Der Tod verweht einst Deine Spur,
Und der, der bleibt, vergift,
Um Eins ist wahr die Trauer nur,
Daß Alles eitel ist.

Doch selbst das dichterische Gemüth, das zu erliegen droht unter der Wucht des Schmerzes, hat noch Momente der lindernden Behmuth. Wie gesprochene Thränen klingt dann die letzte Bitte:

Es liegt auf der zu viel gequälten Seele
Ein Bann, ein Fluch.

Und ach! sie ahnt, daß ihr auf ewig fehle
Der Lösung Spruch.
Wirf eine Blume in den dunkeln Kerker,
Die ihn erhell't,
Laß Rosen blühen an dem morschen Erker,
Eh' er zerschellt,
Gieß einmal über dieses Lebens Scherben
Noch einen Wein,
Laß, dunkle Nacht, mich vor dem frühen Sterben
Noch glücklich sein.

H. C. Andersen. Gesammelte Werke. Vom Verfasser selbst besorgte Ausgabe. Leipzig, C. W. Leske. 30 Bände.

Die Hauptwerke des reichbegabten dänischen Dichters sind in diesen Blättern bereits einzeln ausführlich besprochen. Auch ist schon öfter Gelegenheit genommen, auf die Vortrefflichkeit der deutschen Uebersetzung und der hübschen Ausstattung dieser Ausgabe aufmerksam zu machen. Hier noch eine Uebersicht dessen, was die dreißig Bändchen, jedes zu dem billigen Preise von 10 Ngr., enthalten, mit kurzen kritischen Andeutungen: Theil 1 und 2: Das Märchen meines Lebens. Reiche, interessante Lebens-Abenteuer, Ringen eines tiefen Gemüthes mit den Alltäglichkeiten, oft engherzig, demüthige Auffassung der höhern gesellschaftlichen Zustände, unwürdige Selbsterniedrigung vor Personen, welche durch die Geburt ausgezeichnet. Theil. 3—5: Der Improvisator. Ein buntgewirkter Teppich von Begebenheiten, herrlich in Pracht glänzend. — 6—8: D. 3. Roman. Eine der schwächern Arbeiten des Dichters. — 9—11: Nur ein Geiger. Roman. Das vollendetste Kunstwerk Andersens. — 12—15: Gesammelte Märchen. Die bezaubernde Blumenwelt eines poetisch kindlichen Gemüthes. — Theil. 16: Bilderbuch ohne Bilder. Die zartesten Wunderblüthen, welche selbst der rauhe Hauch der Kritik nicht berühren sollte. — Theil. 17: Reiseschatten. — 18—21: Eines Dichters Bazar. Lebendig, poetisch frisch geschriebene Reiseskizzen. — 22: Raphaela. — 23: Agnete und der Meeremann. — 24: Der Mulatte. — 25: Die Glücksblume. Dramatische Dichtungen, voll vortrefflicher Einzelheiten, doch ist Andersens dramatischer Beruf nur gering. — 26—28: Gedichte. Schwungvoll, in einfach schöner Sprache. Keine Naturklänge eines naiven Gemüthes. — 29 und 30: Ahasverus. Der Dichter ist sich selbst nicht klar geworden, er wollte sehr Vieles, und vermochte es nicht zur Einheit zu bringen. Das Ganze ist nicht erquicklich, und die einzelnen schönen Bilder entschädigen nicht genug für die anstrengende Arbeit des Durchlesens.

Deuilleton.

Nachen. Ein hübsches Handwerkerlied von C. Moericke:

Einer.

Seid ihr beisammen all,
Ihr Herrn? Auf jeden Fall
Gebt eure Professionen an,
Daß wir nach Sitten stoßen an
Mit großem Freudenschall!

Chor.

Gebt eure Professionen an,
Daß wir nach Sitten stoßen an.

Schreiner.

Eine Wiege vor die Freud,
Eine Bahre vor das Leid,
Meinem Hobel ist das alles gleich,
Der denkt: ich mach den Meister reich,
Epähn' giebt es allezeit.

Chor.

Seinem Hobel ist das alles gleich,
Der denkt: ich mach den Meister reich.

Schuster.

Gebt meinem Stand die Ehr!
Den Schuster braucht man sehr;
Zwar führ' ich nicht den besten Gout,
Allein wer macht' euch Hochzeitschuh,
Wenn ich kein Schuster wär?

Chor.

Zwar führt er nicht den besten Gout,
Allein wer macht uns Hochzeitschuh?

Gärtner.

Ein Gärtner bin ich gewiß;
Ich komm in's Paradies,
Weil man da hübsche Blümlein braucht,
Den Englein zum Sonntagstrauch,
Beiel und Köslein süß.

Chor.

Weil man da hübsche Blümlein braucht,
Den zc.

Schmied.

Ich bin ein Schmiedgefell;
Ich komm nicht in die Höl',
Ich hab die Hiß schon durchgemacht,
Bei Tag und auch bei finst'rer Nacht;
Ich bin ein Schmiedgefell.

Chor.

Er hat zc.

Goldschmied.

Meine Arbeit ist gar fein,
Von Gold und Edelstein,

Allein das kriegt man Alles satt,
Zumal wenn man's nicht eigen hat:
Gebt mir so güldnen Wein!

Chor.

Das kriegt man freilich Alles satt zc.

Schneider.

Der Schneider sitzt am Glas,
Bom BIRTH nahm ich die Maas,
Zu Hause schaff ich gar nicht viel,
Meine Stich mach ich beim Kartenspiel,
Da weiß ich doch für was.

Chor.

Ei Bruder Leipziger, bessr' Er sich,
Denn sieht Er, das ist lieberlich.

Alle.

Und wer kein Pietist,
Und doch kein Hundsfott ist,
Der darf sich wohl beim Weine freu'n,
Die Bech wird dennoch billig sein,
Man treibt es wie ein Christ.

Liebe Gesellen, stoßet an!
Es lebe jeder Ehrenmann!

Berlin. A. Das ist ein alter Wig, den Du eben erzählst! B. Ich hab' ihn auch schon vor drei Jahren gemacht, aber erst jetzt vom Obergensurgericht freibekommen.

. Manche Hoffchauspieler sollten ihrer servilen Bedienten-Natur wegen Postivree tragen! In einem neuen Stücke von Pauline Werner: der Rückfall, wagte es ein Darsteller, ohne zu erröthen, ohne vor Schaam in's Podium zu sinken, wo keine Versenkung ist, mehre Male statt Gleichheit — Gleichgiltigkeit, welches Letztere wie der Superlativ alles Unsinn's paßte, zu sagen, um bei der so aufgeregten Zeit keinen Anstoß zu geben. Solche Leute sind das Unglück oft ganzer Nationen; denn sie lassen die Fürsten, denen sie vor Augen stehen, glauben, im Menschen sei eine hündische, demüthige Natur, und nur wenige unberufene Schreier machten eine Ausnahme davon. Mit diesem Glauben der Fürsten ist die Verachtung gegen die Unterthanen verknüpft, deren Verstand für beschränkt, die für unmündig und daher mit der Ruthe in Zucht gehalten werden, nicht vorlaut sein dürfen. —

. Ein Stoff zu einem bürgerlichen Trauerspiel: Eine stille Dulderin, als Frau an einen herzlosen Tyrannen gekettet, trug ihre Leiden lang, bis sie endlich

den Wünschen ihres Mannes nachgab, sich von ihm scheiden ließ und aus seinem Hause ging, wie Griseldis, arm und nackt. Das Gericht hatte ihr eine kleine Summe als Alimente zugesprochen. Der Mann heirathete bald seine frühere Buhlerin, ein verworfenes Geschöpf, welche Schuld an den Leiden der Geschiedenen war. Diese erhielt die Alimente von ihrem frühern Manne nicht. Sie darbtete und schrieb ihm flehentliche Briefe, sie nicht dem Hungertode preis zu geben. Da antwortete ihr der Unmensch: Er könne nichts entbehren, doch brauchte seine jetzige Frau eine Wirthschafterin, wenn sie für Wohnung und Kost diese Stelle annehmen wollte, stände sie ihr zu Gebote. Der Unglücklichen blieb nichts übrig, als bei ihrem frühern Manne in Dienst zu treten. — — —

. Eine Mutter hatte einen Myrthenbaum auf das Grab ihrer achtzehnjährigen Tochter gepflanzt. Täglich ging sie hin, um ihn zu tränken, mit frischem Wasser und mit ihren Thränen. Als sie eines Morgens wieder kam, war der Myrthenbaum von dem Grabe verschwunden. Die Mutter ist arm und hat selbst die wenigen Groschen nicht übrig, einen frischen Schmuck für das theure Grab zu kaufen. Behmüthig blickte sie um sich. Da sah sie auf einem andern Grabe Myrthen. Es waren dieselben — so glaubte die Mutter — die auf dem Grabe ihres Kindes gestanden. Sie nahm die Myrthen von der fremden Stelle, und setzte sie wieder hin, wo sie hin gehörten. Das sah der Kirchhofwächter, zeigte die arme Frau an, und diese soll nun als Diebin ihre Schuld büßen. — Auch ein Stoff zu einem bürgerlichen Trauerspiel.

. Der Telegraph berichtet von kleinen Sonderbarkeiten A. v. Sternbergs. So sei er aus Zerstretheit noch drei Mal zu Henriette Paalzow gegangen, um die „Frau Majorin“ zu besuchen, nachdem sie bereits acht Tage im Grabe lag. Bettina besuchte er einmal und erkundigte sich im Lauf der Unterhaltung: ob sie seine „Zerrissenen“ gelesen. Als diese das verneinte, nahm er verdrießlich seinen Hut, indem er ausrief: Wenn Sie nicht einmal die Zerrissenen gelesen haben, warum unterhalte ich mich denn zwei Stunden mit Ihnen? Damit war für geraume Zeit die Bekanntschaft zwischen beiden abgebrochen. Endlich aber, als A. v. Sternberg in Gesellschaft die lebenswürdigen Töchter Bettinens kennen lernte, beschloß er, sie auf's neue anzuknüpfen. Eines schönen Tags ging er in die Wohnung der genialen Frau und schickte seine Karte durch den Diener in ihr Zimmer, aus dem sie aber sehr bald mit den daraufgeschriebenen Worten: ich habe die Zerrissenen noch immer nicht gelesen — zurückkam.

Darmstadt. Eduard Duller hat für das Hoftheater eine musikalisch-dramatische Pantomime: Dornröschen, geschrieben. Dornröschen, von einer bö-

sen Fee zu ewigem Schlaf in einem bornenumrankten Schlosse verwünscht, bis sich die Liebe Bahn zu ihr brechen und sie erwecken wird, ist die schlafende Germania, die von der Vaterlandsliebe in Gestalt eines jungen Ritters zum beglückenden Leben erweckt wird. Die Musik ist von R. A. Mongold, dem Componisten des Tanhäuser.

Deutschland. Fragt man in Württemberg oder deutsch Lothringen eine Bäuerin: Was macht Euer Pfarrer? und sie antwortet: Herr! der ist recht läderlich, so schliesse man ja nicht auf einen schlimmen Lebenswandel des Mannes. Die Bäuerin will nichts anders damit sagen, als: Der Pfarrer ist in höchst bedenklichen Gesundheitsumständen. Eine ähnliche Bewandniß hat es mit dem Beiworte niederträchtig. Der Landmann in Württemberg, in Ravensburg und sonst in Westphalen, auch im Westerbürgischen und Hennebergischen verbindet damit den Begriff von herablassend, leutselig gegen Oeringere. Noch sonderbarer ist die Bedeutung des Wortes toll in der Herrschaft Sausenberg und Rötteln, „Ne tolle Predigt“ heißt hier eine treffliche, herrliche Predigt. — In Posen nennt der Arme den Bornehmen „einen gemeinen Mann“, wenn dieser leutselig, nicht hochmüthig ist.

Dresden. Der gallische Hahn, welcher in der ersten Vorstellung von Käber's „Risela“ auf dem Gipsbrette zu sehen war, schien für das Publikum entweder nicht wahrnehmbar oder er fand weder Sympathie noch Opposition. Man hätte also mit Hingewerfung der Ansicht von Paris nicht so sehr zu eilen gebraucht.

. Einem on dit zufolge hat Dresden eine neue Charge creirt, nämlich zwei autorisirte und privilegirte Sapeurs.

. Fräulein Julie Herrmann vom Hamburger Thalia-Theater und Jenny Euger (Frau Dingelstedt) werden dieses Frühjahr in Dresden gastiren.

. Frau Schröder-Devrient hat eine Oper „die sächsische Schweiz“ componirt.

. Gukow hat ein neues Bühnenmanuscript „der Pitger“ mit Befugung bei der Dresdner Bühne drucken lassen. Das Stück ist nach einer portugiesischen Dichtung bearbeitet und könnte eine Art Schicksalstragödie genannt werden. Es scheint aber vor der Hand auf dem Repertoire der hiesigen Bühnennovitäten nicht als zunächst in Aussicht zu stehen.

. Zur Aufführung vorbereitet wird auf unserer Bühne ein Drama unter dem platonischen Titel: „Geistige Liebe“ von — Federer, so wie ein Lustspiel: „Zu spät“ von Wilhelmi, Mitglied des Stadttheaters

in Hamburg. Auch Laube's „Prinz Friedrich“ steht in Aussicht. Freitag's „Graf Waldemar“ scheint aber, so sehr er in Hamburg und Königsberg gefallen, auf dem Dresdner Hoftheater durchaus nicht repräsentationsfähig.

Elbing. Bei einem Festessen zur Feier der Einführung öffentlicher Stadtverordneten-Sitzungen wurde folgendes Lied, auf die Melodie: „Der Gott, der Eisen wachsen ließ, der wollte keine Knechte!“ gesungen:

Wohlauf, und füllt die Gläser voll,
Mit goldnem Saft der Reben,
Zu einem Bauwerk herrlich soll
Sich Geist und Blick erheben;
Es heißt, so wie es Jeder nennt:
Des Vaterlandes Gedeihen.
Heut wollt' ein „Hoch“ dem Fundament,
— Der Städteordnung — weihen!

In Sturmgebraus und Wetterdräu'n
Ward einst dies Werk begonnen,
Doch hat des Baues guter Stein
Ihm festen Stand gewonnen.
Sein Grund ihn nimmer wanken läßt,
Er ist, wie Jeder kündet,
Auf einen Berg, wie Felsen fest:
Den Hardenberg, gegründet.

Von manchem Wetterstrahl umblißt,
Der frech ihn wollt' verheeren,
Hat Bürgertreu' den Bau beschützt
Und ließ ihn nicht zerstören.
So ward die finst're Macht zunicht,
Das Bess're mußte siegen,
Jetzt ist das Werk an's offne Licht
Des hellen Tag's gestiegen.

Von Heimlichkeiten rings befreit,
So kann es Jeder schauen;
Drum tretet muthig näher heut
Und helft dran weiter bauen.
Kommt, reichet Alle Herz und Hand,
Helft rüthig es betreiben;
Ob auch manch' andrer Bau im Land
Darob sollt' liegen bleiben.

Das große Bauwerk: Landes heil,
Laßt fördern uns und pflegen,
Von Hab' und Gut das beste Theil
Zu seinen Steinen legen.
Dann steht es da, vom Grund zum Knauf,
Ein Ehren-Denkmal Allen;
Die Freiheit pflanzt ihr Banner drauf
Und ewig sollt' nicht fallen!

Wohlauf, und füllt die Gläser voll
Mit gold'nem Saft der Reben,

Zum Bau des Vaterlandes soll
Sich Geist und Blick erheben,
Und laßt uns, wenn Begeist'ung brennt,
Wenn hell die Gläser klingen,
Ein jubelnd „Hoch“ dem Fundament,
— Der Städteordnung — bringen!

Geisenheim. Unter Börne's nachgelassenen Schriften findet sich ein Brief von hier, worin es heißt: Wo ich noch am Rhein nachgefragt, und so oft ich es gethan seit vielen Jahren — all überall erinnerte man sich mit Liebe der französischen Herrschaft. Ganz gewiß ich bin ein guter Deutscher, und es entzückt mich, wenn ich sehe, daß an den Ufern des Rheins wieder deutsche Zöllner stehen, die nicht, wie einst die französischen gethan, uns mit heuchlerischer Höflichkeit um die Schlüssel unserer Koffer bitten, sondern als gerade, schlichte, offene, biedere Deutsche ihre Pflichten üben und unsere lehren. Es bewegt mich freudig, daß der Vater Rhein in seinen alten Tagen still und ruhig und gemächlich auf dem Lande lebt, und daß seinen Mittagsschlaf nichts stört, nicht das Knarren der Frachtwagen, nicht Pferdegetrab auf den Leinpfaden, nicht das Geschrei roher Fischer; aber — die französische Regierung war lebenswürdig. Sie war streng in ihren Handlungen und mild in ihren Worten; sie befahl nicht, wo Bitten genug waren, und sie belehrte ehe sie befahl. Sie ging mit den Bürgern wie mit Männern um, nicht wie mit Schulknaben, die man zwischen Katechismus und Ruthe setzt. Sie sprach in ihren Gesetzen die verständige freundliche Sprache des Lebens, nicht jene ungehobelten, holprigen Reden, über die das Auge hundert Mal stolpert und fällt, ehe es den weit abweichenden Sinn erreicht. Ihre Gesetze des Friedens traten still in den friedlichen Tagen auf, sie donnerten nicht herbei in jenem rostfleckigen umpanzerten Kanzleistyle, der einst wohl gut war in roher Zeit trohiger Faustgewalt, jetzt aber so lächerlich ist gegen schreckhafte folg'same Bürger. Sie nannte jeden Bürger Herrn, bis drei Tage, ehe er gehenkt wurde; eine deutsche Regierung aber, wenn sie einen verdienten Mann loben und belohnen will, spricht: Er Schlingel hat seine Schuldigkeit gethan, da hat er ein Trinkgeld! Französische Beamte waren freundlich und gesellig, und wenn sie zu Tische kamen, erschienen sie nicht mit Altkleiderstaube auf den Armen, und thaten nicht so geheimnißvoll, und sprachen nicht so leise, und lächelten so selig süß, als lägen sie im Wochenbette, von einer jungen Welt entbunden. Ein französischer General, der in fünfzig Schlachten gefochten, kletterte nicht die Leiter des Hochmuths hinauf, und sah von der höchsten Sprosse der Excellenz auf die Köpfe seiner Mitbürger herab, sondern er blieb unten, wo das Volk stand, und blieb bescheiden. Er trat nicht als ein Jupiter furchtgebietend auf und donnerte in Stiefelsporen zwischen leichtfüßigen Tänzerinnen. Französische Offiziere wa-

ren freilich nicht von Adels; aber dafür durften sie auch unverhöhnt bürgerlichen schönen Frauen den Hof machen. Deutsche aber — ich sehe es jedes Jahr im Bade, und erst spät glaubte ich den Beteuerungen meiner Augen — Deutsche umwebeln wie Kammerherren nur Edeldamen, und huldigen nicht rosenfarbener Schönheit, sondern gelben Pergamenten. — Sei eine Regierung noch so gerecht, noch so mild, ja selbst freisinnig in ihren Handlungen, ist sie es nicht auch in ihren Worten, ist sie nicht liebenswürdig, wird man sie niemals lieben, und Lasten mit Freundlichkeit aufgelegt, würde man freundlicher tragen, als Wohlthaten empfangen, die man Menschen verächtlich wie Hunden vorwirft.

Heilbron. Ein Reisender schreibt: In Heilbron sind berühmte Bleichen. Ich kam Abends im Dunkeln vor der Stadt an und fuhr an einer solchen Bleiche vorüber. Da nahm ich wahr, daß mehre weiß gekleidete Gestalten auf der Wiese, mit Laternen in der Hand, sich hin und her bewegten. Ich fragte den Conducteur, was hier bei Nacht geschehe? — und dieser erzählte mir zu meinem Erstaunen, daß die wandelnden Gestalten junge Frauenzimmer von Stande wären, die aus der ganzen Umgegend in Heilbron zusammenkämen, um Sommerflecke oder sonstige Fehler der Gesichtsfarbe wegbleichen zu lassen. Da sie sich nun bei Tag den Gaffern nicht bloß geben wollten, gingen sie, sobald es dunkel würde, auf die Bleiche und blieben dort bis Mitternacht. In Zeit von acht Tagen würde auf diese Art der häßlichste Teint schön gemacht. Aber schmerzhaft ist die Operation, denn das Gesicht wird dabei mit äßendem Salzwasser übergossen. — — So weit unser Reisender, wer das Erzählte glauben will, dem verbieten wir es nicht.

Leipzig. Während Manche, bei Strafe der Ketzerrei, als Glaubensartikel aufstellen: daß der allmächtige Gott, Schöpfer des Himmels und der Erden, einen eingebornen, ewigen, die Welt mitregierenden Sohn habe, der auf 30 Jahre nach Jerusalem herabgekommen sei; ist es ihnen unbegreiflich, daß Alexander der Große von den heidnischen Griechen für einen Sohn Jupiter Ammons ausgegeben worden. (Spreu)

Lyon. Seit einiger Zeit besteht hier ein trefflicher Verein zum Besten deutscher Handwerker. Die Leitung des Vereins besorgt ein Comité von fünfzig Mitgliedern. Derselbe hat ein Gasthaus gemiethet, wo die deutschen Arbeiter für möglichst billige Preise Wohnung und Kost erhalten. Auch ist ein Lesesaal eingerichtet worden, in welchem sich gegen 400 nützliche deutsche und französische Bücher befinden. Jeden Abend erhalten die Mitglieder Unterricht im Französischen, im Schreiben, Rechnen, Zeichnen und Gesang. Neun Aerzte, in den verschiedenen Stadttheilen haben die Verpflichtung, den deutschen Arbeitern unentgeltlich Rath zu

ertheilen. Muß einer derselben in ein Lazareth, so besuchen ihn die Mitglieder des Comité's und unterstützen ihn mit Geld und Büchern. Bei seiner Entlassung sind ihm noch 8 Ruhetage vergönnt, die nach Befinden auch bis auf 4 Wochen ausgedehnt werden können. Außer einer Sparkasse, einer Commission zur Belohnung für außerordentliche Thätigkeit und für jede Auszeichnung durch gute Arbeiten u. s. w. hat der Verein noch viele nützliche Anstalten und Einrichtungen in's Leben gerufen.

Mainz. Das hiesige Stadttheater wurde vom Director unter der Bedingung übernommen, daß kein anderes Theater in der Stadt geduldet werde, sobald dasselbe Eintrittsgeld annimmt. Ein Liebhabertheater erhob dennoch einige Kreuzer. Auf einmal kam die Weisung: Entree ist verboten! Die Liebhaber-Direction sah sich genöthigt, um ihre Anstalt zu erhalten, den Zuschauern zwar freien Eingang zu gewähren, aber keinen freien Ausgang. Jeder zahlt gern seine Paar Kreuzer, um nach Hause zu kommen. Manches öffentliche Theater würde bessere Geschäfte machen, wenn es Jeden frei hinein, aber Niemand frei herausließe, und zwar müßte der Austritt um so theurer zu stehen kommen, je früher er vor Ende der Vorstellung gewünscht wird.

München. Die berühmte H—, welche München unlängst verließ, hat folgende mit diplomatischer Genauigkeit aufgefaßte Aeußerung gethan: „Nächst die deutsche Journalliste, die sämtliche Hungerleider sind, sind die deutsche Studenten das größte Creatur in Europa.“

Neustrelitz. Adolph Glasbrenner hat in seinem komischen Volkskalender für 1848, der bereits im November v. J. erschien, unter dem 18. Januar angegeben: Sturz des Ministeriums Guizot, wegen Unterstützung der Schweizer Jesuiten. Die Herren Ledru-Rollin-Samaritine werden von Ludwig Philipp mit der Bildung eines neuen Cabinets beauftragt. — — und unter dem 26. Februar: Das Pariser Handlungshaus E. Philippe et fils macht Inventur und ist bestürzt darüber, daß die Passiva die Activa übersteigen.

Newyork. Der Verlust, den die große Anzahl persönlicher Freunde, den die gesammte deutsche Bevölkerung der Vereinigten Staaten, den vor Allem die armen deutschen Einwanderer durch den Tod Wilhelm v. Sichthals, des Redacteurs der deutschen Schnellpost, erlitten haben, stellt sich immer fühlbarer heraus. Die Trauer um diesen seltenen, edlen Mann ist eine allgemeine, tief gefühlte. Durch den plötzlichen Tod Sichthals, gerade vor dem Jahreschlusse, war das Ge-

schäft in einem Zustande der Unordnung, der es einigen dem Unternehmen feindlichen Creditoren möglich machte, den öffentlichen Verkauf der Schnellpost durchzusetzen. Dieser Verkauf fand Statt, und das Eigenthum und Material der Schnellpost wurde von dem Gerber Wagenig um einen Spottpreis erstanden. Herr Wagenig will das Blatt fortführen und die Herren Carl Heitzen und Dowitz zu Redacteurs machen. Allein dies sagt den eigentlichen Beschützern und Freunden von Eichthals Schnellpost, einem Theil der hiesigen deutschen Kaufmannschaft, nicht zu, und es ward eine Versammlung gehalten, in der man vorzüglich darauf aufmerksam machte, daß Carl Heitzen, wenn auch ein tüchtiger Pamphlet-Schreiber, doch vom amerikanischen Leben und Treiben keinen Begriff habe, die Vereinigten Staaten und den daselbst herrschenden Geist nicht kenne und wenigstens erst ein Jahr im Lande gelebt haben müsse, ehe er ein Blatt redigiren könne. Dowitz betreffend, so wurden Stimmen laut, die ihn aus namenloser Bornirtheit beschuldigten, er predige alle Sonntage unter dem Mantel der christlichen Bruderliebe den reinsten Communismus, von dem man hier eben so wenig etwas wissen will, wie in Europa. Genug, die Versammlung von Schacherern sprach sich entschieden gegen Heitzen als zu kraß-radical, gegen Dowitz als zu communistisch gesinnt aus, und es ward beschlossen, die nöthigen Fonds zu unterzeichnen, um eine „neue Schnellpost“ in Eichthals Weise, mit den bisherigen Tendenzen und Correspondenten, zu gründen. Hr. Dr. Heumann Ludwig, ein vieljähriger Freund des Verstorbenen, der bisherige Geschäftsführer des Schnellpost, Herr F. W. Bodstein, und der Buchhändler Rudolph Garrigue stehen an der Spitze dieses neuen Unternehmens, und von dem ihnen zugesicherten Betriebskapitale von 3000 Doll. (4500 Thaler) wurden 2000 sogleich unterzeichnet, und die Completirung der noch fehlenden 1000 Dollars wird eine Woche brauchen. — Von der anderen Seite erwartete der Käufer der „alten Schnellpost“ nur C. Heizens Ankunft, um ebenfalls fortzufahren und hat die Redaction indessen Dowitz übertragen.

Paris. Daniel Stern, Gräfin v. Agrult, die ehemalige Freundin von Franz List, schreibt: Die Liebe — und ich meine hier die edelste Art derselben — geht oft durch zu wenig Stolz der Frau und zu wenig Barmherzigkeit beim Manne zu Grunde. Jene geht durch das schöne Maas der Hingebung hinaus und erregt dadurch zuletzt Langeweile. Dieser überschreitet die sittliche Grenze der Forderungen und empört. Eine richtige Selbshätzung bei der Frau und ein weniger rohes Gefühl seiner Ueberlegenheit beim Manne würde die Harmonie aufrecht erhalten und die Dauer eines Gefühls verlängern, das keinesweges so beweglicher und ephemerer Natur ist, als man bei uns zu glauben vorgiebt. Ich will, daß eine große Seele sich der Liebe

weihe, aber als Herrin derselben, nicht als Sklavin. Die Frauen dehnen meist ihre Hingebung bis zum völligen Vergessen ihrer selbst aus, und wenn sie dann sich beklagen, vergessen zu werden, so vergessen sie auch, daß sie das Beispiel dazu gegeben haben.

. Abbe Barthelemy de Beauregard hat eine Geschichte der Jeanne d'Arc, nach gleichzeitigen Chroniken und neuern Forschungen und Dokumenten, in zwei Bänden mit acht Kupfern, herausgegeben. Die Bibliographie über die Jungfrau von Orleans umfaßt über 300 Nummern.

. Die Democratie pacifique schreibt: Deutschland wird nicht eher frei werden, als bis Frankreich es unterjocht hat.

. Um das Jahr 1575 lebte Magdalena Seneval, Wittwe eines Herrn von Miraumont, eine der reizendsten Frauen, und erfreute sich einer sehr großen Anzahl von Anbetern. Obwohl sich Keiner von Allen einer Gunstbezeugung rühmen konnte, wußte sie doch die Schaar so zu fesseln, daß Alle treu aushielten, und jeder Einzelne sein Blut und Leben für sie geopfert hätte. Da zur Zeit das Land durch innere Kriege beunruhigt wurde, gerieth Magdalena, die eben so tapfer als schön und anmuthig war, auf einen sonderbaren Gedanken. Sie versammelte an einem Tage alle ihre Anbeter um sich und sagte zu ihnen: „Meine Herren, jeder Einzelne von Ihnen hat mir es mehr als einmal geschworen, daß ich ihm das Theuerste auf dieser Erde sei, und daß er mich nie verlassen werde; ich will mich nun überzeugen, ob Ihre Worte in der That der Dolmetsch Ihrer Gefühle oder nur hohle Redensarten gewesen. Ich ziehe in den Krieg, wollen Sie mir folgen?“ — „Wir folgen!“ riefen ohne Anstand die Herren. Die Dame nickte ihnen lächelnd den Dank zu und schritt augenblicklich zur Ausführung ihres Planes. Sämmtliche Liebhaber, sechszig an der Zahl, wurden in eine Compagnie rangirt. Magdalena stellte sich an ihre Spitze und führte sie als Befehlshaberin zur königlichen Armee nach Luvergne. Das kleine Geschwader erhielt den Namen: „Die Liebhaber-Compagnie“ (Compagnie d'Amour) und verübte selbst nach dem Zeugnisse des königlichen Commandanten Montal Wunder der Tapferkeit.

. In Scribe's graziosem Lustspiel: Der Puff, wird diese Mißgeburt der Lüge und Frechheit folgendermaßen definiert: Der Puff oder Pöff, wie es unsere (der Franzosen) überseeischen Nachbarn aussprechen, ist ein englischer Einfuhrartikel, der allein genügt, um die Entente (deutsch sieht dies Wort wie eine doppelte Zeitungs-Ente aus) cordiale zwischen Frankreich und England zu bezeugen. Der Puff, eine eben so gewichtige Sache, als das Wort klingt, hat sich mit Gewalt

seine Naturalisations-Rechte in Frankreich verbracht. Der Puff ist die Kunst, das, was nicht ist, zu seinem Vortheil auszustreuen und auszubeuten. Er ist die Flügel, die sich zum Standpunkt der Speculation erheben, die sich aller Welt aufdrängt, frei umherfliegt, und die Ansprüche der Gesellschaft und der Industrie erfüllt. Alle Prahlereien, Gauklerkünste, Empfindeleien, unserer Dichter, unserer Redner, unserer Staatsmänner, sind nichts als Puffs! Wenn die Modedame Migräne bekommt, um von ihrem Liebhaber einen Diamantenschmuck zu erlangen, so ist das ein Puff! Wenn ein Dichter die Lobsprüche großer Männer aller Welt verkündet, damit alle Welt mit einstimme, so ist das ein Puff! Die Ehren-Stiftsdamen, die Eisenbahnen, die Actien-Versprechungen . . . sind Puffs! Die Liebeslosungen die den Wählern gesendet werden, die Versprechungen eines Deputirten, seine Schönreden hinterher! Der Kaufmann, der verkündet: Unter dem Fabrikpreise! Der Minister, der von seinem Abgange spricht — nichts als Puffs! und wieder Puffs! Gar nicht zu rechnen den Puff der Wohlthätigkeit, den Puff der Uninteressirtheit, den Puff der Vaterlandsliebe und den Puff der Frömmigkeit . . . denn der Puff ist bei allen Staaten, bei allen Rängen, bei allen Klassen im Gebrauch. Um der Wahrheit jedoch die Ehre zu geben, muß man eingestehen, daß die Advokaten, die Zeitungsschreiber und die Aerzte den häufigsten und stärksten Gebrauch davon machen. — Es ist ein unwürdiges, ein schreckliches Treiben! — Nicht doch! Es ist ganz ohne Gefahr, denn es ist Jedermann bekannt! — Und wer wird damit betrogen? — Niemand. Es ist ein stillschweigendes Uebereinkommen, ein freier Austausch der Lügen, dessen sich alle Welt bedient und wodurch Keiner genarrt wird. —

* * Eine der interessantesten, geistreichsten Persönlichkeiten in der französischen Hauptstadt ist gegenwärtig die Prinzessin v. Belgiojoso, mit ihrem Familiennamen Christine Tripulce genannt und in gerader Linie von den Riesen von Marignan abstammend. Das Leben dieser Frau ist ein seltsamer philosophischer und leidenschaftlicher Roman, ungefähr wie der schönste Roman von George Sand. Sie hat in Paris die italienische Revue *Ausonio* begründet und gehört zu den vorzüglichsten Redacturen der beiden französischen Journale *Constitutionnel* und *Democratie pacifique*.

Besth. Auf der Jagd im Park erscheint (im ungarischen Theater) Elisabeth („Maria Stuart“) in dem früheren Audienzkostüm mit *Marabouts*, *Dia-*dem und — weißen Atlaschuhen! — In „*Dhello*“ erscheint *Mad. Laszlo* (die Vertraute *Desdemona*) im ungarischen Leibchen und mit, nach ungarischer Sitte geflochtenen, herabhängenden Zöpfen. — In „*Benjowski*“ geht der Gouverneur in seinem Zimmer mit aufgesetztem Hute herum. Bei der Feier des Festes sitzt er,

statt zur Seite des kaiserlichen Thrones, auf dem Throne selbst. In seinem Zimmer steht ein zerbrochener Tisch, mit zerrissenem, rothem Tuche bedeckt, dies die ganze Einrichtung des kaiserlichen Stellvertreters in Sibirien. Im zweiten Akte grünen die Bäume, und auf einer Rasenbank wuchert die Vegetation. Das weibliche Personal spaziert, der drückenden Hitze in *Kamtschatka* wegen, mit bloßen Halsen und unbedeckten Köpfen herum.

Philadelphia. Die meisten Abkömmlinge deutscher Eingewanderten in den Vereinigten Staaten verstehen, ihrer deutschen Namen ungeachtet, kein Wort mehr von der Sprache ihrer Väter, oder wenn sie dieselbe auch aus wissenschaftlichem Interesse erlernen, so können sie sich doch selten mit Leichtigkeit darin ausdrücken. Von den in Osten der Vereinigten Staaten lebenden Deutschen gehören übrigens sieben Achtel der untern arbeitenden Klassen an. Es sind Handwerker, Tagelöhner und Bauern; Leute, deren Bedarf an Literatur sich in der Heimath auf einen Jahrmärktenkalender oder höchstens eine Volkszerählung beschränkte. Von einem Bedürfnisse nach geistiger Nahrung ist bei ihnen nicht die Rede. Allerdings lernen sie in Amerika allmählig einsehen, daß die Kraft des Volkes hauptsächlich auf der unter allen Ständen verbreiteten Intelligenz und auf der Kenntniß der Zeitverhältnisse beruht. Aber wenn sie dies einsehen, dann verstehen sie auch bereits so viel englisch, um die einheimischen Zeitungen lesen zu können, aus welchen sie nach und nach ein Verständniß der politischen Zustände schöpfen. Und haben sie dieses endlich erlangt, so sind sie mittlerweile völlig amerikanisirt worden. Sie nehmen mit Enthusiasmus die Sache der amerikanischen Verfassung auf und sprechen vorzugsweise gern englisch. Deutsch eignet sich zu einer Sprache für Bediente, Höflinge und Tyrannen; aber nicht für freie Männer. Da englisch die amerikanische Geschäftssprache ist, so liebt sie den dortigen Deutschen dermaßen an, daß sie sie nicht allein mit in's Leben hinüber nehmen, sondern daß sie sogar ihr gutes heimathliches Deutsch größtentheils vergessen, oder doch so mit englischen Brocken und Floskeln durchspicken, daß es endlich ihrem eigenen Ohre beleidigend klingt, und sie es am liebsten gar nicht mehr sprechen.

Rom. Der englische Schriftsteller *Walter Savage Landor* (geboren im Jahre 1775, seit längerer Zeit auf seinem Landgute bei Fiesole in Toscana lebend, von wo er nur selten nach England kommt, Verfasser von „*Geber*“, „*Count Julian*“ und vielen profaischen Schriften) hat sein eben erschienenes neuestes Werk „*Hellenies*“ dem Papste Pius IX. gewidmet. Die Dedicatio n sagt: „Niemand bis jetzt, allerheiligster Vater! hoffte oder wünschte ich, meine Huldigung irgend einem Potentaten auf Erden darzubringen, und jetzt bringe ich sie nur

dem höchsten von ihnen allen dar. Es gab eine Zeit, wo man den Pflegern der Literatur gestattete, ja von ihnen erwartete, daß sie die Frucht ihrer Arbeit dem Vatican darböten. Nicht bloß Weihrauch war da willkommen, sondern auch das bescheidenste Erzeugniß des ärmsten Bodens. Verbenam, pueri, ponite thuraque. Wenn jene bessern Tage jezt zurückkehren, ohne Das, was an ihnen schlecht oder tabelhaft war, so gebührt der Ruhm ganz und gar Ew. Heil. Sie haben Italien die Hoffnung und das Glück wieder hergestellt; der übrigen Welt bloß die Hoffnung. Aber ein einziges Wort von Ihren prophetischen Lippen, eine einzige Bewegung Ihres weltumfassenden Armes wird die festesten Siege der Ungerechtigkeit und Unterdrückung umstürzen. Das Wort muß gesprochen werden, der Arm muß winken.“ Hier folgt eine keineswegs schmeichelhafte Schilderung der weltlichen Regierungen des festländischen Europas. Am Schlusse heißt es: „Dasselbe grimmig wilde Thier läßt den Eindruck seines breiten und schweren Fußes auf dem Schnee des Polarkreises wie des Kaukasus. Und ist dies in der That Alles, was Europa nach so langen und schmerzlichen Mutterwehen hervorgebracht? Hat es seine Marats, seine Robespierres, seine Bonapartes dazu geduldet? Gott verhängte über den leztgenannten dieser Glenden seine zwei größten Flüche: unbeschränkte Gewalt und schlimmangewendete Geisteskraft; daraus ward eine Geißel geflochten für eine Nation, die in jedem Vaster schwelgte, vor Allem aber in der Grausamkeit. Die Strafe war nicht genug. Jezt erleidet sie von einer schwächern Hand eine schwächere Bückigung unter dem Hohngelächter Europas. Um ihre Ehre zu retten, gab sie vor, den Muth zu bewundern, der ihre Kinder zehntete; um ihre Ehre zu retten, giebt sie jezt vor, die Weisheit zu bewundern, die sie einkertert. Schlauheit ist nicht Weisheit, Ränkeschmieden ist nicht Politik, und (wie neu das Klingen mag, so wahr ist es) in Kriegsheeren liegt keine Stärke; Acre und Waterloo zeigen das, und die Flammen des Kreml und die Einsamkeiten von Fontainebleau. Ein redlicher Mann, ein weiser Mann, ein friedliebender Mann befehlt über hundert Millionen, ohne Marschallstab und ohne Schlachtross. Er bedarf keiner Festung, ihn zu schützen; er steht höher, als eine Citadelle ihn erheben kann, strahlend sichtbar den fernsten Nationen, Gottes Diener durch Wahl, Gottes Ebenbild durch Wohlthun.“

Stuttgart. Das königliche Schloß ist reich an kostbaren Merkwürdigkeiten. Da ist eine goldene Toilette, die wenigstens 50,000 Gulden werth ist. Ein Bett, für Napoleon verfertigt, worin er eine einzige Nacht geschlafen, hat 4000 Gulden gekostet. Ein einziger Kamin, in Paris gemacht, hat 40000 Franken gekostet. Zeitt man in den einen Saal, springt ein Spiß bellend entgegen. Es ist ein Uhrwerk. Eine andere Uhr stellt eine porzellanene Frau vor in Lebensgröße und mit Lebensfarben. Der Mund steht ihr offen, und

man sieht die zwölf Vorderzähne, die von 1 bis 12 numerirt sind. Des Morgens um 6 Uhr ist der Mund zahnlos. Mit der siebenten Stunde nimmt sie aus einem Toilettenkästchen den Zahn Nr. 1. und sezt ihn ein; so fort alle zwölf, bis Abends 6, wo der Mund voll ist. Mit 7 Uhr Abends nimmt sie den Zahn 1 aus dem Munde und legt ihn in ein Kästchen links, und so fort alle. Morgens 6 Uhr ist sie wieder zahnlos. Die Uhr geht 6 Tage. An einer Wetteruhr kommt, wenn es Regen giebt, ein Männchen mit einem Schirm, wenn es schneien soll, mit einem Mantel, und wenn es ein Gewitter giebt, mit einem Gebetbuche zum Vorschein; und das 12 Stunden vorher. Eine andere Uhr stellt einen alten Mann vor, der jede Stunde eine Tabakspife nimmt, und so oft zieht, als die Stunde macht. Ein Exemplar von Buffons Naturgeschichte in vierundzwanzig Foliobänden ist auf milchweißen Atlas gedruckt. Die Kupfer sind sämmtlich in Seide gestickt. Ein Saal, 50 Fuß lang und 21 breit, ist auf dem Boden mit einem einzigen Spiegelglaste belegt. Es ist so dick und haltbar, daß man darauf tanzen kann. Die verstorbene Königin von Würtemberg hat es von ihrem Bruder, dem Kaiser Alexander, zum Geschenk erhalten. Der Spiegel hat zwei Millionen Rubel gekostet.

Syra. Einige Linien zu einer Charakterzeichnung der jezigen Griechen: Die Haupttriebfedern der griechischen Thätigkeit sind die Charakterzüge jugendlich aufkeimender Völker: Ehrgeiz und Erwerbslust. Von einem Andern an Wohlhabenheit und Besiß übertroffen zu werden, ist dem Griechen eine unerträgliche Demüthigung, die ihn Tag und Nacht peinigt und zu anhaltender Anstrengung anspornt, um dem Beneideten gleich zu werden. Hat er sein Ziel erreicht, dann ergiebt er sich gern dem Genuße und freut sich mit der jugendlichen Generationen eigenthümlichen Eitelkeit, seinen Reichthum in äußerer Pracht zu zeigen, weil ihm jezt der geordnete Stand der Dinge den Besiß sichert. Oder aber er huldigt der alten, aus der Türkenzeit stammenden furchtsamen Sitte und vergräbt seine Schätze aus Besorgniß selbst vor seinen nächsten Anverwandten. Das Gewonnene auf Zins zu legen, und so den Werth des Kapitals zu erhöhen, oder durch Theilnahme an industriellen Unternehmungen sich durch Speculation eine Rente zu schaffen, hat der Grieche noch nicht gelernt, wie er überhaupt das Geld als Mittel zum Zweck, also in seiner wahren Bedeutung, noch nicht erkennt. Lieber vergräbt er es unter die Erde, und mancher Vater stirbt, ohne seinen Söhnen den Ort, wo er seine Schätze bewahrte, zu nennen. Dies ist wohl auch die Folge eines gewissen Mistruens, welches einen eigenthümlichen Zug des griechischen Nationalcharakters bildet. Keiner traut dem Andern, nicht den nächsten Anverwandten und Geschwistern; denn Jeder fürchtet sich vor der Verschmüthigkeit des Andern. Es ist dies noch das alte spartanische Element des Be-

truges, wornach eine glücklich ausgeführte Ueberlieferung nichts Entehrendes enthält, der Hintergangene dagegen als ein Dummkopf mit Recht verlacht wird. Daß sich hierdurch eine Unredlichkeit in alle Verhältnisse einschleicht, welche den gesellschaftlichen wie den politischen Beziehungen Verderben bringen muß, ist unverkennbar und in der Tagesgeschichte von Neugriechenland nur zu oft als traurige Wahrheit an's Licht getreten. Besonders zeigt sich dies in dem Betragen der Beamten und Advocaten. Die Ersteren sehen in ihrer Stelle nur eine Krippe, an welche sie nicht umsonst angebunden sein wollen, und plündern daher in der Mehrzahl der Fälle das ihnen anvertraute Staatsgut nach Herzenslust. Die Letztern halten die Parteien, deren Rechte sie wahren sollen, für eine melkbare Kuh, von deren Butter sie sich möglichst mästen wollen, ehe sie die abgemagerte wieder los lassen. Daher suchen sie mit allen möglichen Kavalierskniffen die Prozesse in eine endlose Länge hinauszuziehen und in einer Weise zu verwirren, daß nicht selten die Parteien zu dem altdeutschen Thaldigungsrecht greifen, und um nur einmal den gierigen Krallen zu entkommen, die Entscheidung einem freigewählten Schiedsmanne übertragen. — Trotz dieser Erbfehler ist der Grieche willig und lenksam und stets geneigt, die höhere Einsicht anzuerkennen und sich ihr zu unterwerfen. Selbst Fremden, denen er sonst nicht hold ist, giebt er gerne nach, wenn er sieht, daß ihr Rath der bessere ist. Dabei ist er erstaunlich mäßig. Etliche Früchte, die sein Himmel fast ohne Mühe von seiner Seite giebt, und ein Stück Brot genügen ihm bei der schwersten Arbeit für den ganzen Tag. Noch herrscht in den griechischen Sitten das patriarchale Element vor. Der Untergeordnete stellt sich gern in ein Kindesverhältnis zu dem Vorgesetzten, und der vertrauliche Zuruf des Kapitäns zu seinen Matrosen: *Pádia Palikari* — wackere Jungen! — wirkt größere Wunder, als die neunschwänzige Kage des englischen Schiffsprofosen. Dabei ist der Grieche äußerst höflich und zuvorkommend, wenn ihn der Eigennutz treibt, sich einzuschmeicheln und seine Vorzüge in das gehörige Licht zu stellen; dagegen undankbar und arrogant, wenn er sein Ziel erreicht, oder nichts mehr zu hoffen hat.

Wien. Die beiden steinreichen Bankiers Herr v. R. und S. fuhren auf einem Dampfboot die Donau hinab. Während sie neben einander standen, die Gesichter dem Wasser zugewandt, bemerkte S., daß ein hinter ihnen Stehender Herrn v. R. das Tuch aus der Tasche zog. Er machte diesen darauf aufmerksam, der aber erwiderte ruhig: Laß ihn, wir haben auch Klein angefangen!

. Folgendes giebt einen tragikomischen Beleg, daß selbst der Hof unter der Macht der Bureaucratie steht: Als Kaiser Ferdinand von der Königskrönung in Böhmen nach Wien zurückreiste, war er während des Umspannens der Wagen in das Wirthshaus eines kleinen Städtchens an der böhmisch-österreichischen Grenze getreten. Umgeben von seinem Gefolge, welches im tiefsten Schweigen verharrte, stand er in einem Fenster des Wirthshausaales. Plötzlich unterbrach der Kaiser das Stillschweigen, indem er sich mit der Frage an seinen Oberhofmeister wandte: Sagen Sie mir, lieber G., was ist denn aus dem guten Major G. (früher Hofmeister bei dem jetzigen Kaiser, als er noch Kronprinz war) geworden? — Majestät, Baron G. ist jetzt Generalmajor und Festungscommandant. — Ah, das nenn' i aber a Glück! — antwortete ganz erstaunt der Kaiser.

. Deinhardstein schreibt in den Oesterreichischen Jahrbüchern: Das Verhältnis der Kritik zur Kunst ist ein inniges und nothwendiges, und dennoch ist vielleicht zu keiner Zeit dieses Verhältnis mehr zum Mißverhältnis geworden, als in der unsrigen. Davon lag die Schuld weit mehr auf der Seite der Kritik, als auf jener der Kunst. Beide wirkten mit größerer und geringerer Kraft auf einander, wie sie eben konnten, jene aber mit dem Aufwande aller ihr zu Gebote stehenden Kräfte, wie sie nicht sollte und nicht durfte. Die erste unerlässliche Bedingung, welche man an die Kritik zu stellen berechtigt ist: daß sie eine ehrliche sei, wurde selten von ihr erfüllt. Der Mehrzahl nach von der Unkenntniß und dem bösen Willen geleitet, fiel sie immer in die Extreme, das Ahtbare zu verhöhnern und das Unbedeutende in die Wolken heben zu wollen. Sie schadete und nützte den Kunstwerken nichts, die sie verlästerte oder lobhudelte, aber sie schadete sich selbst. Man hörte nicht mehr auf sie. Ihr Beruf, den Geschmack des Publikums zu veredeln, dem Künstler die Bahn zu zeigen, die sein Beruf ihm vorgezeichnet, ging verloren. Wenn sie lobte, glaubte man ihr nicht — wenn sie tabelte und verhöhnerte, war es der Dummheit und Gemeinheit angenehm, ihre Feinde, das Ahtbare und Gute verlästert zu sehen. Das galt aber nur von der Kritik selbst, die Herren Kritiker fielen der Geringschätzung und Verachtung nach Gebühr anheim.

. Welches ist der ungeschickteste Baumeister? — Der des Carlstheaters. Der Director Carl hat bei ihm ein Haus bestellt, das 2000 Menschen fassen soll, und jetzt kann man jeden Abend sehen, daß kaum 200 hinein gehen.

J. Lasker.

Druck von Carl Ramming
in Dresden.

In Commission der Arnold'schen Buchhandlung
in Dresden und Leipzig.